

**Deutscher Jugendverband
„Entschieden für Christus“ (EC) e.V.**

**Bundespfarrerbericht 2011
vorgelegt von Rudolf Westerheide
zur Vertreterversammlung
vom 10. – 13. März 2011
in Hattingen**

Einleitung.....	2
1 Aus dem Deutschen EC-Verband	3
1.1 EC im Aufbruch	3
1.1.1 Ausbau des Begegnungs- und Bildungszentrums	3
1.1.2 Ausbau der Sozial-Missionarischen Arbeit	3
1.1.3 Ausbau der Freiwilligendienste.....	3
1.1.4 Start der Fortbildungen für LV-Verantwortliche	4
1.1.5 Förderung der Mitgliedschaft	4
1.1.6 Einführung von EC-Junior	6
1.1.7 Aufbau der Fördermitgliedschaft.....	7
1.2 EC im Umbruch	9
1.2.1 Personelle Wechsel.....	9
1.2.2 Strukturelle Veränderungen.....	9
1.3 Kongresse	10
2 Impulse aus Kapstadt.....	12
3 Gebet.....	14
3.1 Das ist Gebet	14
3.1.1 Orientierung am Vaterunser	14
3.1.2 Grundformen des Betens	21
3.1.3 Allein und gemeinsam	30
3.1.4 Vorformuliert und frei	30
3.2 So sieht's aus – aktuelle Trends des Gebetes	31
3.2.1 Gebetsgemeinschaft in der Krise.....	31
3.2.2 Gebet wird eventisiert.....	32
3.2.3 Gebet wird spezialisiert	33
3.3 So kann es weitergehen	34
3.3.1 Just do it!	34
3.3.2 Gebet als Zugangsweg zu Nichtchristen	36
4 Gemeinde für junge Christen.....	37
4.1 Gemeinde mit dem Willen zum Kind	37
4.2 Gemeinde für Jugendliche	38
4.3 Gemeinde für Junge Erwachsene und Studenten	40



Einleitung

Der Bundespfarrerbericht 2011 entsteht in interessanten Zeiten. Geplante und ungeplante Aufbrüche müssen bewältigt werden, was an manchen Stellen auch zu Umbrüchen führt. So sind wir in mancherlei Hinsicht gefordert, und die ersten Seiten geben dazu Einblicke und Ausblicke. Weil in diesem Jahr nicht alle Arbeitsbereiche des Deutschen EC-Verbandes thematisiert werden, verweise ich die Mitglieder der Vertreterversammlung umso lieber auf die Berichte aus den verschiedenen Abteilungen.

Der inhaltliche Schwerpunkt liegt auf dem Gebet. Ich hoffe sehr, dass dieses Thema mancherorts aufgenommen werden wird, so dass am Ende aus vertiefter Einsicht über das Gebet neue Erwartung in und Freude am Gebet erwächst.

Der Dreiklang EC-Junior – EC-Mitgliedschaft – EC-Fördermitgliedschaft zieht sich durch die Berichte der letzten Jahre und spiegelt damit den Prozess, in dem wir uns als Landesverbände und Deutscher Verband miteinander befinden und für den die anstehende Vertreterversammlung ein Meilenstein werden soll.

Gemeinde für Jugendliche und Junge Erwachsene wird für uns dadurch zum Thema, dass es nicht unser Thema ist. Als Jugendverband haben und gründen wir keine Gemeinden, wenngleich es im Laufe der Geschichte einige Gemeindewerdungen von EC-Arbeiten gegeben hat. Es ist allerdings schmerzlich, dass wir viele unserer Leute nach dem Ausstieg aus der Jugendarbeit nicht in einer Gemeinde gut aufgehoben wissen, sondern dass sie im gemeindlichen Niemandsland verschwinden. Diesem Problem stehen wir hilflos gegenüber und haben von uns aus eigentlich keine Handlungsmöglichkeiten. Und doch wäre es verantwortungslos, den Dingen einfach ihren Lauf zu lassen.

Unter der Überschrift „Gemeinde für Junge Christen“ schlägt dieser Bericht einige Schneisen auf dem Weg zu mehr Gemeinden, die wir jetzt und in näherer Zukunft brauchen. Es müssen Gemeinden sein, die die EC-Arbeit nicht vereinnahmen und den EC doch so integrieren, dass die Jugendlichen eben nicht nur ECler, sondern auch Gemeindeglieder sind. Und es müssen Gemeinden sein, die den Bedürfnissen der Jungen Erwachsenen gerecht werden, die aus der EC-Arbeit ausgeschieden sind und die uns oft nur ein kleines Zeitfenster geben, in dem wir sie dafür gewinnen können, sich in diese Gemeinschaft einzugliedern. Dieser Abschnitt ist fast so etwas wie ein Hilferuf und gleichzeitig eine Einladung zum Gespräch auch an die Leser und Verantwortungsträger außerhalb des ECs. Wo man sich des Themas schon angenommen hat, sind wir dankbar dafür und bieten an, an dieser Stelle mitzudenken.

1 Aus dem Deutschen EC-Verband

1.1 EC im Aufbruch

Als Deutscher EC-Verband befinden wir uns an vielen Stellen in einem Aufbruch. Das haben wir uns größtenteils nicht ausgesucht, sondern wir reagieren damit auf die Gegebenheiten, die wir vorfinden.

1.1.1 Ausbau des Begegnungs- und Bildungszentrums

Im Bundespfarrerbericht 2010 ist ausführlich beschrieben, dass und mit welchem Konzept wir unser schönes Begegnungs- und Bildungszentrum in Woltersdorf konzeptionell neu ausrichten und es deswegen baulich erheblich umgestalten. Diese Bauarbeiten konnten ein Jahr später als ursprünglich geplant angegangen und mit einer Punktlandung zwei Stunden vor Anreise der ersten Gäste abgeschlossen werden. Nun freuen wir uns, unseren seit Jahren vertrauten Gästen, ein im ganzen Haus enorm verbessertes Ambiente bieten zu können, und hoffen, dass das Konzept zur Gewinnung neuer Kundenkreise greift. Damit würden wir die finanziellen Erträge steigern und gleichzeitig Gästen ohne geistlichen Hintergrund durch die christlich geprägte Atmosphäre eine lockere Begegnung mit dem christlichen Glauben verschaffen. Das wird nicht ohne Reibungspunkte gehen, aber wie sollte das auch möglich sein, wenn man ein missionarisches Anliegen hat. Also auf ins Abenteuer!

1.1.2 Ausbau der Sozial-Missionarischen Arbeit

Die Sozial-Missionarische Arbeit mit dem Schwerpunkt auf der Indienhilfe feiert in diesem Jahr ihr fünfzigstes Jubiläum. Das ist Grund zu dankbarem Rückblick, dem wir gebührenden Raum geben werden. Die Jubiläumsbroschüre gibt einen ebenso kurzweiligen wie beeindruckenden Einblick in eine lange Segensgeschichte. Namen und Gesichter, die mit dieser Arbeit verbunden sind, werden ebenso sichtbar gemacht wie die entscheidenden Stationen auf dem Weg. Die Jubiläumsfeierlichkeiten mit Gästen aus Indien finden am letzten Mai-Wochenende in Woltersdorf bzw. Berlin statt. Im Spätsommer wird dann eine Gruppe von Schülern und Studenten aus Indien durch Jugendarbeiten und Gemeinden reisen.

Gleichzeitig fordert uns das Jubiläum heraus, auch nach vorne zu blicken und zu fragen, wie wir die Arbeit fortsetzen und in welche Richtung wir sie evtl. weiterentwickeln sollen. Thomas Kröck und unter seiner Leitung sowohl der deutsche SMA-Beirat wie auch das Indienhilfe-Board in Bangalore arbeiten an einer Revision der Konzepte. Es zeichnet sich bereits ab, dass wir das bewährte Modell der Heime für benachteiligte Kinder, mit denen wir ihnen eine Schulbildung ermöglichen, weiterführen und uns an anderer Stelle für Arbeitsweisen öffnen werden, die mehr in die jeweiligen dörflichen oder auch städtischen Gemeinschaften hinein wirken.

1.1.3 Ausbau der Freiwilligendienste

Durch die überraschende Aussetzung der Wehrpflicht wurde quasi über Nacht auch der Zivildienst in Deutschland abgeschafft. Dafür tritt jetzt neben das Freiwillige Soziale Jahr (FSJ) der Bundesfreiwilligendienst (BFD), der staatlicherseits ähnlich gehandhabt wird wie vormals der Zivildienst. Anders als der Zivildienst kann der BFD auch über anerkannte, aber freie Träger vermittelt werden. Die BFDler werden dann vom Träger ganz ähnlich „verwaltet“ und begleitet wie FSJler. Als Träger des FSJ werden wir zunächst automatisch Träger des BFD und bekommen dadurch die Chance, unsere Freiwilligendienste erheblich auszubauen und

entsprechend mehr junge Menschen prägen bzw. in ihrer Tätigkeit in der Jugendarbeit begleiten zu können. Wir können dann auch unsere eigenen „Zivis“ in diese Prägung einbeziehen, die bis jetzt ihre Lehrgänge nicht bei uns machen konnten. Diese Chance bringt uns gleichzeitig in Zugzwang, weil künftig manch einer, der heute FSJ macht, auf die BFD-Schiene gehen wird, was je nach persönlicher Situation vorteilhaft sein kann. Diese Personengruppe würden wir verlieren, wenn wir da nichts anbieten könnten.

Insgesamt werden durch die Zentralstelle der BFD 35.000 BFD-Stellen vergeben, also ebenso viele wie FSJ-Plätze. Dementsprechend fallen uns zu den 75 FSJ-Stellen dann auch 75 BFD-Stellen zu. Es kommt jetzt darauf an, im Wettbewerb mit anderen Trägern dieses Kontingent auch zu besetzen und Einsatzstellen dafür zu finden, ehe unsere potentiellen Kunden oder gar unsere eigenen Werke (EC-Heime usw.) in Unkenntnis unserer Angebote woanders andocken. Darum haben wir bereits Kontakt zu den Einsatzstellen aus unserem Umfeld aufgenommen und unverbindlich den Bedarf an BFD-Plätzen abgefragt, die sie in Partnerschaft mit uns gerne besetzen würden. Die Rückmeldungen sind zum jetzigen Zeitpunkt bereits erstaunlich hoch.

Unabhängig von dieser Entwicklung ist die Selbständige Evangelisch-Lutherische Kirche (SELK) mit der Frage auf uns zugekommen, ob wir für ihre 15 FSJler die Trägerschaft übernehmen können. Man darf das sicherlich als Kompliment an die FSD-Abteilung unter Leitung von Dorothee Wenzel für ihre gute Arbeit verstehen. Nach Klärung der Modalitäten haben wir eine Kooperationsvereinbarung geschlossen. Aus diesem Gesamtpaket ergibt sich bei einer entsprechenden Zahl von Interessenten eine erhebliche Ausweitung unserer FSD-Arbeit, die folglich mit einer Personalaufstockung verbunden ist. Dabei kommt uns zugute, dass unabhängig von der zahlenmäßigen Vergrößerung die finanziellen Zuweisungen für jeden Freiwilligen erheblich aufgestockt wurden. Das vermindert das finanzielle Risiko.

1.1.4 Start der Fortbildungen für LV-Verantwortliche

Auf Verlangen aus den Landesverbänden haben wir Schulungsangebote zu Themen wie Mitarbeiterführung, Leitung und Organisation, Recht und Steuern konzipiert und erste Angebote gemacht. Wie nicht anders zu erwarten, ist die Diskrepanz zwischen dem bekundeten Interesse auf der einen sowie Möglichkeit und Wille daran dann auch teilzunehmen auf der anderen Seite erheblich. Wir sind gespannt, ob die Nachfrage nach einem regelmäßigen Angebot vorhanden sein wird. Informationen dazu gibt es jederzeit gerne unter geschaeftsfuehrung@ec-jugend.de.

1.1.5 Förderung der Mitgliedschaft

Kurzer Rückblick: In einem dreijährigen Prozess des Hörens, Redens, Ringens und Arbeitens haben wir das Thema Mitgliedschaft ganz neu bearbeitet und von grundsätzlichen Erwägungen zu konkreten Beschlüssen geführt. Wir haben erkannt, dass die vielerorts geringe Bereitschaft selbst engagierter ECler, mit ihrer Unterschrift eine Mitgliedschaft zu besiegeln, zumindest teilweise in unserer eigenen Unsicherheit begründet lag. Die Schwelle für EC-Mitgliedschaft liegt mit der Verpflichtung auf das EC-Bekenntnis sehr hoch, und es fehlte vielen von uns der Mut und oft auch die Überzeugung dafür zu werben, diese Selbstverpflichtung als Hilfe für das persönliche und gemeinsame Leben und Wachsen im Glauben zu sehen. Ich selbst habe die Option einer niederschweligen Mitgliedschaft ins Spiel gebracht, um den Zögerlichen entgegenzukommen.

In einem spürbar geleiteten Prozess sind wir davon aber weggeführt worden und haben die vollgültige, „tätige“ EC-Mitgliedschaft wieder entdeckt und den Auftrag empfangen, genau dafür wieder einzutreten und mit neuer Freude zu werben. Damit wollen wir in diesem Jahr so richtig durchstarten. Die Planungen für die Umsetzung haben sich gerade in den letzten Wochen immer wieder geändert, weil die Landesverbände ganz unterschiedliche Bedürfnisse und Möglichkeiten formuliert haben. Ein kleiner Verband verlangt nach schnell greifbaren Materialien und möchte sich am liebsten sofort einem landesweiten Tag der Mitgliederaufnahme anschließen. Ein großer Verband braucht viele Monate und vielleicht Jahre, um das Thema überhaupt im Bewusstsein zu platzieren, und muss die Mitgliederaufnahme ganz anders einbinden. Im Lichte solch divergierender Rückmeldungen mussten manche Planungen verändert und die Materialien angepasst werden. Es scheint nun so, dass die Mitgliederkampagne weniger als eine große Initialzündung in Erscheinung treten wird, sondern mehr als vielschichtiges Bündel von Aktionen. Diese werden nach Versuch und Irrtum immer wieder angepasst werden und ihre Wirkung hoffentlich besonders auf lange Sicht entfalten.

Klar ist, dass die Durchführung der Kampagne und ein dauerhaftes, liebevolles Werben um Mitglieder vorwiegend in den örtlichen EC-Kreisen geschehen muss. Dort muss Mitgliedschaft möglichst durch die EC-Junior-Arbeit vorbereitet, auf jeden Fall aber als Angebot und kostbare Möglichkeit an die Jugendlichen herangetragen werden. Jugendleiter müssen EC-Mitgliedschaft glaubwürdig leben, davon überzeugt sein und überzeugend dazu einladen. Kein Mailing und kein noch so gut ausgearbeitetes Material kann das ersetzen, und alles, was wir an Hilfsmitteln erarbeitet haben, kann seine Wirkung nur in der Hand örtlicher Leiter entfalten. Auch die Aufnahme als EC-Mitglied geschieht am Ort! Dort wird der junge ECler willkommen geheißen und dort bekommt er seine Mitgliedskarte überreicht. Allerdings haben wir vielfältige Materialien erarbeitet, um die Initiative an der Basis zu unterstützen. Diese werden in den Tagen nach der VV den Jugendarbeiten in einem Materialpaket zugesandt und können darüber hinaus in der Bundeszentrale angefordert bzw. unter www.ec.de runtergeladen werden. Folgendes haben wir derzeit im Angebot:

- Ein Flyer für Jugendliche, mit dem sie ermutigt werden, Mitglied zu werden und sich deswegen an ihren Jugendleiter oder ihre Jugendleiterin am Ort zu wenden.
- Ein Flyer für Jugendleiter, mit dem ihnen das Anliegen der Mitgliederkampagne ans Herz gelegt wird und der ihnen hilft, sich den Segen der Mitgliedschaft selbst neu bewusst zu machen und in dieser Sache sprachfähig zu werden.
- Verschiedene Texte zum Abdruck in eigenen und anderen Publikationen, mit denen Weisen und Segen von Verbandsjugendarbeit geschildert werden. Wo immer einem Gemeinschaftsverband oder einer Gemeinde die Angst genommen werden muss, die EC-Mitgliedschaft ginge zu ihren Lasten, kann man auf diese Formulierungen zurückgreifen.
- Ein Poster und eine Postkarte, die verschickt werden oder auch nur in großer Zahl herumliegen kann, um das Anliegen immer wieder ins Blickfeld zu rücken.
- Eine E-Card zur Kampagne, die weitergeleitet werden kann.
- Eine Powerpointpräsentation „Das ist der EC“ zum Einsatz in der eigenen Jugendarbeit oder in Gemeinden, Gemeinschaftskonferenzen, Pfarrkonventen und überall da, wo man kurz und klar den EC vorstellen will. Diese Präsentation beinhaltet viele Informationen über den Deutschen Verband und die Landesverbände, sieht aber gleichzeitig vor, dass Informationen aus der eigenen Arbeit vor Ort eingefügt werden können.

- Ein Kurzfilm zum EC, der angeschaut, heruntergeladen und beliebig vorgeführt werden kann.
- Ein USB-Stick mit den digital verfügbaren Materialien, wie den kleinen Film, die Präsentation und verschiedene Texte. Dieser Stick ist für 10 Euro zu erwerben.
- Die neuen Mitgliedskarten, in die wir in der Zentrale die Namen der neuen oder auf Wunsch auch „alter“ Mitglieder eindrucken. Die Namen werden in Verbindung mit diesem Vorgang nicht gespeichert.
- Ein möglicher Ablauf eines Aufnahmegottesdienstes und den Entwurf für eine Weihestunde mit Gästen, in der diese schon mal einen Vorgeschmack von der „wirklichen“ Weihestunde im Kreis der Mitglieder bekommen.
- Ein Entwurf für eine Jugendstunde zum Thema EC. Dieser beinhaltet eine Anleitung, selbst ein kleines Theaterstück zu schreiben, mit dem die erste EC-Jugendstunde im Wohnzimmer von Francis Clark nachgespielt wird.
- Es steht jetzt bereits das digitale Eingangsportal zur ganzen Deutschen EC-Welt offen: **www.ec.de**. Gleich von der Eingangsseite aus führt ein Klick auf die Kampagnenseiten mit den verschiedenen Angeboten. Ansonsten öffnet sich dort die Tür zu den Landesverbänden mit ihren Angeboten und zum Deutschen EC-Verband.

1.1.6 Einführung von EC-Junior

Die EC-Mitgliedschaft ist ab dem 14. Geburtstag möglich. Ab diesem Alter können Jugendliche in verantwortliche Mitarbeiterschaft geführt werden. Der Schritt in die Mitgliedschaft soll aber so vorbereitet werden, dass es später nicht nur logisch ist, sondern möglichst erwartungsvoll angestrebt wird, Mitglied zu werden. Dazu haben wir den EC-Junior-Status als ersten der drei „Aggregatzustände“ der EC-Zugehörigkeit geschaffen. Unter diesem Dach kann alles das angesiedelt werden, was wie z.B. der Jungschartpass bereits jetzt an Methoden und Mitteln da ist, um Kindern ein Gefühl der Zugehörigkeit zu ihrem EC zu geben. EC-Junior ist keine Mitgliedschaft, aber ein EC-Junior wird bereits an die Grundsätze, die EC-Identität und die Mitgliedschaft herangeführt. Er lernt die EC-Arbeit, unsere Grundsätze und hoffentlich begeisterte EC-Mitglieder kennen, denen er oder sie nachzueifern möchte.

Der Einstieg in die EC-Junior-Weihen ist niederschwellig. Bereits wenn ein Kind mehrmals zur Gruppenstunde gekommen ist, kann ihm feierlich eine entsprechende Urkunde überreicht werden, die dann mit jedem neuen Schuljahr erneuert wird. Die Grundsätze werden in regelmäßigen Abständen thematisiert, und es finden Veranstaltungen statt, in denen der EC-Junior die gesamte EC-Arbeit erlebt.

Wie die Mitgliedschaft, so ist auch der Junior-Status zunächst vor Ort angesiedelt und muss dort kultiviert werden. Vom DECV aus unterstützen wir das mit Materialien und Anregungen. Es wird einen Flyer geben, der EC-Junior erklärt, sowie Stundenentwürfe und ein Spiel zu den Grundsätzen und einen Ideenpool mit Anregungen für die Aufnahme, Elterninfobrief, Ideen zur Gestaltung eines EC-Festes, Gestaltung eines Familiengottesdienstes zum Thema usw. Thomas Kretzschmar arbeitet bereits an einem „EC-Junior-Buch“, einer Mischung aus Freundesbuch, Jungschartagebuch und Infos über den EC.

Bis Juni 2011 werden die Materialien fertig und erhältlich sein, so dass EC-Junior mit Beginn des neuen Schuljahres mit voller Kraft starten kann.

1.1.7 Aufbau der Fördermitgliedschaft

Der EC ist ein reiner Jugendverband. Wer für die Jugendarbeit zu alt geworden ist, scheidet aus dem EC aus. Das ist gut so, denn auf diese Weise lernen junge Menschen, Verantwortung zu übernehmen und die Arbeit weitgehend selbständig zu gestalten. Gleichzeitig liegt hierin eine Begrenzung. Es gehen uns ständig die Kenntnisse, Erfahrungen und Ressourcen derjenigen verloren, die gerade bestens ausgebildet sind und jetzt auch über finanzielle Mittel verfügen. Der Idee nach sammeln sich die Herzens-ECler in Landeskirchlichen Gemeinschaften und EC-nahen Gemeinden, die ihrerseits die jeweils gegenwärtige EC-Arbeit tragen. Wo immer das geschieht – und das gibt es in der Tat – ist es gut, und wir sind von Herzen dankbar dafür. Realistischerweise müssen wir aber sagen, dass das die Ausnahmen sind und dass wir die meisten der ausscheidenden ECler auf Nimmerwiedersehen verlieren. Man trifft sie zufällig in Gemeinden und Versammlungen oder aber ganz außerhalb kirchlicher Sphären. Die meisten denken gerne an ihre grüne Jugend zurück, in aller Regel haben sie aber den Kontakt seit Jahren verloren. Weder wissen sie, was EC heute ist – und dass nicht nur sie, sondern auch wir uns verändert haben –, noch hat ihnen jemals einer gesagt, dass ihre Erfahrung und ihre Gaben für die junge Garde von Bedeutung sein könnten. Infolgedessen muss der EC finanziell und personell weitgehend von der Minderheit derjenigen ehemaligen ECler getragen werden, die tatsächlich in einer der Gemeinschaften aktiv sind, die den EC unterstützen. Das ist eine große Last für sie und auf Dauer und insgesamt gesehen doch zu wenig Unterstützung für den EC.

Mit der Fördermitgliedschaft schaffen wir eine Möglichkeit, dass ausscheidende und ehemalige ECler sowie einige „Quereinsteiger“ unsere zukunftsweisende Jugendarbeit weiter begleiten können. Dazu informieren wir sie regelmäßig darüber, wie EC-Arbeit gegenwärtig aussieht und wo die aktuellen Herausforderungen liegen. Das geschieht nach den derzeitigen Planungen durch Briefe vom Bundespfarrer und die Zusendung des „anruf“. Auf Wunsch bekommen die Förderer auch den Bundespfarrerbericht zugesandt. Dazu möchten wir regional exklusive Treffen für Förderer anbieten, bei denen es neben Informationen aus der Arbeit und einem qualifizierten thematischen Input Raum gibt, sich über die gegenwärtige Arbeit auszutauschen und Anregungen der Förderer aufzunehmen.

Wir wissen, dass diese Angebote an sich nicht die Attraktivität der Fördermitgliedschaft ausmachen können, sondern wir gehen davon aus, dass es einem Förderer Anliegen und Vorrecht ist, am Puls der EC-Arbeit zu bleiben, und eröffnen dazu die Möglichkeit. Konkret laden wir unsere Förderer ein, für die EC-Arbeit an ihrem Ort, in ihrem Landesverband und im Deutschen EC-Verband zu beten, dazu beizutragen, dass die EC-Arbeit in den Gemeinden und Gemeinschaften vor Ort sowie in den überregionalen Verbänden im Bewusstsein bleibt und gefördert wird, und sich ggf. aktiv einzubringen. Manch einer wird gerne als Berater oder gar als Mentor zur Verfügung stehen, andere werden dann und wann in einem EC vor Ort eine Jugendstunde halten, predigen, einen geistlichen Input bringen oder zeugnishaft davon berichten, wie sie Glauben in ihrem Alltag leben. Auch für praktische Dienste gibt es immer ein Betätigungsfeld. Nicht zuletzt sind die Förderbeiträge eine ganz entscheidende Hilfe dafür, dass es auch in Zukunft EC-Arbeit geben kann. Diese Beiträge in selbst festgesetzter Höhe gehen zur einen Hälfte an den Deutschen EC-Verband und zur anderen Hälfte an den Landesverband, den der jeweilige Förderer dafür bestimmt hat.

Wie die Mitgliedschaft, so kann auch die Fördermitgliedschaft langfristig nur ein Erfolg werden, wenn sie in den örtlichen Arbeiten aufgebaut und vorangetrieben wird. Niemand, ob

Mitglied oder „nur“ regelmäßiger Teilnehmer sollte stillschweigend aus dem EC ausscheiden, sondern im Rahmen eines Gottesdienstes, einer Weihestunde oder einer kleinen Feier angemessen verabschiedet werden. Das kann auch mit der Aufnahme neuer Mitglieder verbunden werden. So oder so sollten die Scheidenden in jedem Fall eingeladen werden, als Fördermitglied den Kontakt zu halten und etwas von dem Segen, den er oder sie empfangen hat, an die Jüngeren weiterzugeben. Das gilt für ECer, die aus Altersgründen ausscheiden, ebenso wie für solche, die aus Gründen der Berufsausbildung oder des Arbeitsplatzwechsels umziehen. Einzig wenn jemand sich am neuen Ort wieder einem EC anschließt – was ja in jedem Fall die beste Option ist –, ist es für eine Fördermitgliedschaft zu früh.

Darüber hinaus wollen wir auf diejenigen zugehen, die bereits ausgeschieden sind, zu denen wir aber noch Kontakt bzw. von denen wir die Adressen haben. Sprecht sie und mögliche Quereinsteiger an, ruft sie an, schreibt sie an, mailt sie an und bringt ihnen die gute Nachricht, dass sie Förderer werden können! Diejenigen, deren Adressen wir in Kassel haben, weil sie z.B. Spender sind oder den „anruf“ beziehen, werden wir in einer einmaligen großen Aktion anschreiben und auf diese Weise hoffentlich viele Förderer gewinnen – vorrangig ja für die Landesverbände und die örtlichen Arbeiten, denen die Hälfte der Beiträge und die gesamte tatkräftige Unterstützung zukommt. Es wird dabei zu einigen Doppelungen kommen, aber wenn jemand Post aus Kassel bekommt und dann noch einmal aus dem Landesverband oder aus der örtlichen Arbeit heraus auf das gleiche Anliegen angesprochen wird, kann das nur dazu dienen, den Schritt in die Fördermitgliedschaft auch tatsächlich zu tun.

Die Erfassung der Mitglieder geschieht mit Hilfe eines Formulars, über dessen Inhalte die Vertreterversammlung im Herbst 2010 befunden hat. Die Förderer können dort angeben, auf welche Art tatkräftiger Unterstützung sie sich ansprechen lassen möchten, wie hoch ihr Förderbeitrag ist und welcher Landesverband die Hälfte davon erhalten soll. Dieses Formular ist Teil des Flyers zur Fördermitgliedschaft „Segen empfangen und weitergeben“, der ab sofort verfügbar ist und weit gestreut werden soll.

Die Fördermitgliedschaft ist durch die Vertreterversammlung beschlossen und steht ab sofort allen Interessenten offen. Der Flyer mitsamt Aufnahmeformular kann in der EC-Zentrale angefordert werden. Das große Mailing werden wir allerdings erst im August 2011 durchführen, weil wir es so platzieren, dass es nicht mit anderen Zusendungen kollidiert, wodurch der Ertrag gemindert würde. Außerdem besagen aktuelle Marketingstrategien, dass der Sommer und die Ferien eine gute Zeit für Aktionen ist, die nicht termingebunden sind und auf längerfristiges Engagement zielen. Zudem werden wir es früher personell und kräftemäßig schlichtweg nicht schaffen. Nach der Sommerpause sollten dann auch die Landesverbände richtig Gas geben, potentielle Förderer ansprechen und das auf allen Veranstaltungen zum Thema machen. Dazu stellen wir Rollups und Texte zur Verfügung, die in aller Freiheit als Steinbruch für eigene Formulierungen genutzt werden können. Außerdem wird es dann auch über www.ec.de oder direkt über www.ec-Foerderer.de die Möglichkeit geben, sich online zu registrieren, was ungleich müheloser ist und uns darüber hinaus die Arbeit der Dateneingabe erspart. Den Förderern, die ihre Daten elektronisch eingegeben haben, werden wir dann mit einem Log-in Gelegenheit geben, diese einmal jährlich zu kontrollieren, auf den neuesten Stand zu bringen und ggf. den Förderbeitrag anzupassen.

1.2 EC im Umbruch

1.2.1 Personelle Wechsel

Eine recht hohe Grundfluktuation bei der Mitarbeiterschaft ist in einem Jugendverband normal und hält uns frisch. Wir werden auf Trab gehalten durch jährliche wechselnde FSJler, kommende und gehende Praktikanten und Kollegen im Anerkennungsjahr. Die Umtriebigkeit des Verbandes und sicher auch die überschaubaren Gehälter tragen dazu bei, dass man sich nach einigen Jahren DECV nach etwas mehr Bodenständigkeit oder einer beruflichen Weiterentwicklung umsieht. Referenten als die in der Öffentlichkeit bekannten Gesichter des DECV haben eine durchschnittliche Verweildauer von acht Jahren. Bei einem zehnköpfigen Kollegium macht das im Durchschnitt mehr als einen Wechsel pro Jahr, weswegen der Eindruck berechtigt, aber keineswegs erschütternd ist, dass wir fortwährend auf der Suche nach neuen Kolleginnen und Kollegen sind.

In 2011 kommen mehr Wechsel auf uns zu als üblich. Der Abschied von Thorsten Riewesell zu Ende Juni war langfristig angekündigt und gemeinsam vorbereitet. Trotz der damit gegebenen langen Frist für die Nachfolgersuche gestaltet sich diese schwierig. Als ausschlaggebend erweist sich in den meisten Gesprächen mit qualifizierten möglichen Kandidaten, dass heute die Neigung zum Dienst in einer örtlichen Gemeinde geht und man kaum Menschen findet, die Bereitschaft zu einem umfassenden Reisedienst und Perspektiven für überregionale Netzwerke haben. Der Weggang von Benjamin Wenzel als Bundesgeschäftsführer kam kurzfristig und zu diesem Zeitpunkt überraschend. Hier gibt es Gespräche mit möglichen Nachfolgern, und wir hoffen, dass die Zeit der Vakanz nicht allzu lang wird. Da mit Benjamin Wenzels beruflicher Neuorientierung ein Ortswechsel einhergeht, verlieren wir auch seine Frau Dorothee Wenzel. Das ist natürlich zwingend nachvollziehbar, reißt aber bei uns eine zusätzliche und sehr schmerzhaft Lücke. Die hohen Anforderungen an Qualifikation und Reisewilligkeit der Nachfolgerin oder des Nachfolgers machen auch diese Suche schwierig und verhindern die gewünschte schnelle Neuanstellung der richtigen Person.

1.2.2 Strukturelle Veränderungen

Die Ausweitung der Arbeit macht in den betroffenen Bereichen strukturelle Veränderungen nötig. Zu den genannten personellen Wechseln tritt damit die Herausforderung, Mitarbeiter an neue Aufgabenstellungen heranzuführen und neue Mitarbeiter zu finden. Gerade die Zeit des Aufbruchs mit reduziertem Mitarbeiterstamm zu bewältigen, stellt eine große Herausforderung dar. So habe ich die Kooperationsvereinbarung mit der SELK (1.1.3) unterschrieben, ohne konkrete Aussicht auf die Mitarbeiter/innen, die das dann umsetzen müssen. Weder eine Leitung der Abteilung noch die jetzt erforderliche zusätzliche Kraft ist in Aussicht.

In Verbindung mit einigen gegenseitigen Irritationen unter und mit einzelnen Mitarbeitern, der Geschäftsführung und dem Vorstand entstand eine Situation der Verunsicherung auf allen Ebenen der Mitarbeiterschaft. Außergewöhnliche krankheitsbedingte Ausfälle kamen dazu und machten die letzten Monate für viele von uns außerordentlich kräftezehrend. Wesentliche Überlebenshilfe leisten in der jetzigen Situation Sigrid Rehfeldt als Assistentin des derzeit durch mich vertretenen Bundesgeschäftsführers und Achim Oertel als Assistent des Bundespfarrers, die sich schnell in die Aufgabenbereiche hineingefunden haben. Wir sind dankbar, dass trotz anhaltender personeller Durststrecke und hoher Belastungen doch die Irritationen neuem Vertrauen und neuer Zuversicht weichen.

Die seit vielen Jahren bestehenden, auch strukturell bedingten Reibungsverluste in der Zusammenarbeit von Referenten, Geschäftsführung - namentlich verschiedener Bundespfarrer - und Vorstand sollen mit Hilfe eines externen Beraters analysiert und nach Möglichkeit in eine leichtere Zusammenarbeit überführt werden.

1.3 Kongresse

Der echt.-Congress ist die einzige Veranstaltung, die keinen schulenden Charakter hat, sondern mit der wir uns an eine Gruppe von Endverbrauchern wenden, für die es LV-seitig wenig Angebote gibt. Er wurde jetzt sieben Mal durchgeführt, und jedes Mal mit ausgezeichneten Rückmeldungen. Geistliche Dichte und inhaltliche Tiefe, eingebunden in liebevolle Gestaltung und seelsorgerliche Begleitung wurden den Rückmeldungen zufolge so empfunden, dass damit ein neuer Maßstab gesetzt ist. Gleichzeitig konstatieren wir aber nüchtern, dass die Teilnehmerzahlen trotz Steigerungen in den letzten Jahren deutlich hinter den Erwartungen zurückgeblieben sind, so dass wir den außerordentlich hohen Einsatz an Zeit, Kraft und Geld an dieser Stelle kritisch hinterfragen müssen. Abgesehen davon denken wir, dass der echt.-Congress für die Arbeit mit Jungen Erwachsenen Modellcharakter haben soll und gerade deswegen keine Dauereinrichtung sein muss, mit der der DECV stellvertretend für die LVs agiert. Daher hatten wir geplant, diesen Kongress 2011 zum letzten Mal durchzuführen (23.-25.09.), und ihn dann, gemeinsam mit interessierten LVs, in mehrere regionale Angebote aufzubrechen. Von einem endgültigen Entschluss haben wir aber zunächst abgesehen, weil wir daran den künftigen Referenten für Jugend- und JE-Arbeit beteiligen möchten.

Der SOS-Kongress muss nicht bis zum Jüngsten Tag weitergeführt werden, aber wir werden ihn nicht einstellen, so lange der Ansturm weiter so hoch ist wie gegenwärtig. 2013 wird er wegen des Kongresses „NEUES WAGEN“ (s.u.) auf den 23. bis 24. Februar geschoben. Vom 16. bis 18. März 2012 machen wir wieder in Marburg gemeinsam mit dem Gnadauer Verband den Kongress „denk mal“ für Kinder- und Jungschararbeit, der unbedingt in die Jahresplanung 2012 aufgenommen werden sollte. Für 2012 ist auch wieder KIS (Kreativ-Intensiv-Seminar) geplant, wobei das Datum noch davon abhängt, ob es wieder einen echt.-Congress geben wird oder nicht. Fest steht schon die Deutsche EC-Meisterschaft: 2. bis 3. Juni 2012.

Ein Großereignis steht uns als Teil der Gnadauer Familie bevor: Vom 24. bis 27. Januar 2013 findet der Kongress „Neues wagen“ in den Messehallen in Erfurt statt. Zielgruppe sind Haupt- und dieses Mal ganz gezielt auch Ehrenamtliche aus den Gnadauer Mitgliedsverbänden und –werken, und zwar im Verhältnis eins zu zwei. Der Kongress wird das Neue nicht nur thematisieren, sondern auch darstellen und damit bereits im Vorfeld beginnen. Die Veranstaltung mit 2.500 Teilnehmerinnen und Teilnehmern wird nämlich „nur“ der krönende Abschluss eines Kommunikations- und Vorbereitungsprozesses sein, aus dem heraus sich wesentliche Kongressinhalte erst entwickeln.

Die Teilnahme an Prozess und Kongress wird nach dem Delegationsprinzip geregelt. Für den Deutschen EC-Verband, hier verstanden als die Summe der EC-Verbände, stehen 50 Plätze für Hauptamtliche und 100 Plätze für Ehrenamtliche zur Verfügung. Wir sollten dieses Kontingent unbedingt ausschöpfen, um als EC-Verbände den größtmöglichen Gewinn von diesem Ereignis zu haben und über ihn natürlich auch das Geschehen im Gnadauer Umfeld mit zu prägen. Für die Verteilung der Plätze auf unsere Verbände, orientiert an Mitgliedszahlen, mache ich folgenden Vorschlag:

Verband	Hauptamtliche	Ehrenamtliche	Verband	Hauptamtliche	Ehrenamtliche
Bayern	3	7	Sachsen	5	13
ECJA	1	3	Sachsen-Anhalt	2	3
Elbingerode	1	2	SV-EC	3	6
Hessen-Nassau	2	5	SWD	8	25
Mecklenburg	1	3	Thüringen	1	3
Nordbund	2	4	Vorpommern	1	2
Niedersachsen	3	8	Berlin-Brandenb.	1	2
Ostwestfalen-Lippe	2	3	Kärnten	1	2
Rhein-Main-Saar	2	4	DV	4	0
Rheinland-Westf.	2	5	noch verfügbar	5	

Vielleicht kann das eine Grundlage sein, auf der diskutiert und dann vielleicht mit Plätzen „gehandelt“ wird. Die LV-Verantwortlichen sind jedenfalls dringend gebeten, sich rechtzeitig über die Delegierten Gedanken zu machen und auch die für die Entsendung nötigen Finanzen in das Budget 2013 einzuplanen. Die Kongressgebühren werden nur etwa 150 Euro inkl. Verpflegung betragen, es kommen aber Übernachtungskosten dazu. Man sollte also bei Hotelunterbringung mit Kosten in Höhe von insgesamt 330 Euro pro Person plus Fahrtkosten rechnen. Ich empfehle den Verbänden, das Fortbildungsbudget für die Hauptamtlichen, die wir zu „NEUES WAGEN“ entsenden möchten, 2013 an diesen Kongress zu binden. Damit nicht ausgerechnet die Ehrenamtlichen selbst auf den Kosten sitzen bleiben rege ich an, auch deren Teilnahmegebühr zu budgetieren oder rechtzeitig Rückstellungen zu bilden. Sicherlich kann man auch die ECs und Gemeinschaften bzw. Gemeinden an den Orten, aus denen sie kommen, um eine Kostenbeteiligung bitten, da sie ja auch unmittelbaren Gewinn davon haben werden.



2 Impulse aus Kapstadt

Insgesamt drei aktive Hauptamtliche aus dem Deutschen EC-Verband und zwei Landesverbänden hatten Gelegenheit, an der dritten Lausanner Konferenz für Weltevangelisation im Oktober 2010 in Kapstadt teilzunehmen. Ohne Frage war es ein Privileg, dort in die Vielgestaltigkeit und Vitalität der weltweiten Gemeinde Jesu eintauchen zu dürfen und vielfältige Inspiration zu bekommen. Dankbar haben wir die Früchte einer ausgezeichneten Vorbereitung genossen und demütig gelernt, dass der hingebungsvolle Versuch, es 4.500 Teilnehmern recht zu machen, sich Kritik unsererseits an einzelnen Beschwerden eigentlich verbietet. In großen Plenumsveranstaltungen gab es eine Überfülle von Informationen und Eindrücken, die aber durch die Arbeit in Tischgruppen, die über die ganze Woche bestehen blieben, doch recht gut verarbeitet werden konnten. Die Verbindlichkeit der Mitarbeit in diesen Gruppen wehrte auch jeder Gefahr, die Konferenz in ein touristisches Event mit frommem Rahmenprogramm zu verkehren.

In der 80-köpfigen deutschen Delegation ist man sehr bemüht, den großen Einsatz an Zeit und Geld fruchtbar zu machen und Ergebnisse zu sichern. Das erweist sich angesichts der Komplexität der Themenfelder und der Vielfalt der Beiträge jedoch als große Herausforderung. Kapstadt brachte wichtige Impulse für nahezu alle Bereiche kirchlicher und missionarischer Arbeit. Allerdings kristallisierte sich eine Orientierung gebende Zeitansage für die evangelikale Christenheit in dieser Überfülle des Guten und Hilfreichen nicht heraus. Die starke Fokussierung auf das Anliegen der Evangelisation des ersten Lausanner Kongresses kann man als theologische Einseitigkeit kritisieren. Sie brachte es aber mit sich, dass eben diese Botschaft klar und nachhaltig wirksam in die Welt ging. Das eine ähnlich eindeutige Botschaft 2010 nicht zu erkennen ist, ist wahrscheinlich niemandem vorzuwerfen, sondern authentischer Spiegel der evangelikalen Weltgemeinschaft, wie sie sich in der postmodernen, ebenso vielschichtigen wie unübersichtlichen Situation vorfindet.

Dazu gehört, dass in der Fülle der Themen diejenigen überwiegen, die sich mit christlicher Ethik sowie der sozialen wie gesellschaftlichen Verantwortung auseinandersetzen. Ohne Frage wurden auch verschiedene Felder der Evangelisation thematisiert, aber im Gesamteindruck bleibt dieser verkündigende Ansatz gegenüber dem der Verleiblichung des Evangeliums zurück. Die sehr umfangreich ausgefallene Kapstadter Verpflichtung ist zwar nicht wirklich aus der Konferenz hervorgegangen, spiegelt aber wider, wo die Verantwortlichen den Schwerpunkt evangelikaler Aktivitäten für die kommenden Dekaden sehen. Darin finden wir die genannte Gewichtung wieder, und wo von Evangelisation die Rede ist, vermisst man vielfach die Retterliebe und die Leidenschaft, von der die Autoren im Blick auf das transformierende Handeln der Kirche getrieben sind. Das Bild bleibt in jedem Fall vielgestaltig, und so kann ich nicht mehr, als sehr subjektiv empfundene Eindrücke von der Konferenz, so wie ich sie erlebt habe, weiterzugeben. Zugleich möchte ich dieses für die missionarisch gesonnene Weltchristenheit wichtige Ereignis nicht einfach aus meinem Bericht aussparen.

Der Auftrag bleibt: Die missionarischen Erfolgsberichte klangen 2010 in Kapstadt ganz ähnlich wie schon 1989 in Manila, und sie waren hier wie da ganz überwiegend zutreffend und ermutigend! Daran zeigt sich zugleich, dass die Herausforderung nicht kleiner geworden ist. Kein Wunder! Im gleichen Tempo, in dem wir Bibeln und Missionare zu den viel erwähnten Unreached People Groups schicken, entgleiten uns Völker und Milieus, die wir als missioniert abgehakt hatten. Der Unterschied zwischen einem Jugendlichen in Berlin-Kaulsdorf



und einem nepalesischen Bergbauern besteht ja nur darin, dass der Berliner eine Bibel bekommen könnte, wenn er wüsste, dass es eine gäbe, und wenn ihm jemand sagen würde, dass dieses Buch etwas mit seinem Leben zu tun haben könnte und wenn er das glauben könnte. Das kommt vor, aber vermutlich nicht viel öfter, als Jesus sich einem Nepalesen im Traum offenbart. In Kapstadt wurde deutlich: Die Mission ist keinesfalls zu Ende und doch sind seit 1989 viele Millionen Menschen dem Leib Jesu hinzugefügt worden. Unsere Aufgabe ist es nicht, die Mission abzuschließen, sondern unsere Generation zu erreichen. Diese Mission ist ein Auftrag und kein Wettbewerb! Wir müssen aufhören, uns an Zahlen zu berauschen, sondern gerade diejenigen unterstützen, die da arbeiten, wo es mühsam ist und lange dauert. Das hat Lausanne 3 deutlich gemacht und dazu wichtige Impulse geliefert.

Die Stadt erobern: Schon jetzt leben weltweit die meisten Menschen in Großstädten – und es werden in absoluten Zahlen ebenso wie im Verhältnis zur Weltbevölkerung immer mehr. In den Megacitys finden wir nicht nur zahlenmäßig die meisten Menschen, sondern wir treffen dort Zielgruppen, die uns in besonderer Weise herausfordern: die meisten Migranten, die meisten einflussreichen Menschen und Meinungsmacher sowie die Ärmsten der Armen. Zu Recht erging in Kapstadt ein leidenschaftlicher Aufruf, neu aufzubrechen und sich den Städten zuzuwenden. Nun muss nicht eins zu eins auf Deutschland übertragen werden, was weltweit gilt, und doch wurde erneut deutlich, dass unsere deutsche Gemeindenkultur und unsere Methoden der Evangelisation überwiegend aus einem kleinstädtischen Bildungsbürgertum erwachsen sind. Beziehungsaufbau und Gemeindebau in einer urbanen Gesellschaft der tausend Milieus müssen wir ganz neu und schleunigst lernen.

Wir brauchen einander: Mission muss auch morgen sein und sie muss in beide Richtungen gehen. Afrika ist zum aussendenden Kontinent geworden. Wunderbar! Von dort kommt Leidenschaft und Jesusliebe. Damit sind wir aber nicht raus. Die Kirche braucht hier wie dort auch Theologie aus Europa, den Pragmatismus der Amerikaner und das Geld der Asiaten.

Bei unserer Sache bleiben: Weltweit zeigt sich deutlich, dass die Kirche in dem Maße wächst und Einfluss hat, wie die Christen und die Ortsgemeinde aus der Verbindung mit Jesus heraus leben und Leidenschaft für die Rettung ihrer Mitmenschen haben. Wo junge Christen mit Selbstverständlichkeit und mutig vom Glauben reden, da geschieht weltweit Wachstum und Aufbruch. Ehrenamtliche sind die eigentlichen Missionare der Postmoderne. Jünger machen Jünger. Wo diese Themen behandelt wurden, konnte ich Gott nur danken, dass er uns bereits im Jahr 2005 auf diese Spur gesetzt und uns zu unserem aktuellen Leitbild geführt hat: „Die EC-Bewegung in Deutschland hat den Auftrag, junge Menschen zu Jüngern zu machen und sie zu prägenden Persönlichkeiten heranzubilden, durch die wieder Menschen ihrer Generation zu Jüngern werden.“ Hier trifft sich das evangelistische Anliegen mit dem aktuellen Impuls der Mission, wenn junge Christen mit ihren Altersgenossen leben und ihre offenkundigen Nöte ebenso selbstverständlich teilen wie ihre Erlösungsbedürftigkeit. Erst im Hintergrund dieser Mission kommen wir als Hauptamtliche ins Spiel, indem wir die Missionare für ihren Dienst zurüsten. Besondere Bedeutung können in diesem Zusammenhang die Gemeinschaften oder Gemeinden gewinnen, zu denen der jeweilige EC gehört. Wenn es stimmt, dass Leben zu teilen die entscheidende Grundlage der Evangelisation ist, bedeutet das: Erwachsene Christen, öffnet eure Häuser für die bedürftigen Kinder und Jugendlichen. Geistliche Eltern und Großeltern könnten das allermeiste von dem tun, wofür wir immer neue Werke und Initiativen gründen, weil sie es nicht tun oder wir gar nicht daran denken, dass sie diese Aufgaben übernehmen könnten und sie dazu einladen.

3 Gebet

Gebet ist wichtig. Ohne Gebet geht nichts im Reich Gottes – jedenfalls nichts, was im Namen Jesu geschehen und langfristige Frucht bringen soll. So wie das persönliche Leben des Christen ohne regelmäßige Stille mit Gott verflacht und seine Grundlage verliert, läuft auch jede Gemeinde und jedes christliche Werk aus dem Ruder, wenn die Aktionen nicht mehr vom Gebet getragen und die Mitarbeitenden durch Gebet getragen und geschützt sind.

Tausendmal gehört ...

Herzlichen Glückwunsch und vielen Dank, dass du nach diesem ersten Absatz nicht gleich weitergeblättert oder gar das Heft aus der Hand gelegt hast! Da gehört schon einiges an Disziplin zu. Selbst beim Aufschreiben sträubt sich ja fast die Feder. Warum? Tausendmal ja zu der Wichtigkeit des Gebets. Nicht nur, um keinen schlechten Eindruck zu machen, sondern aus ehrlicher Überzeugung bejahen wir die nicht zu überschätzende Bedeutung des Gebets. Mehr noch: Wir haben auch viel darüber gelernt, was Gebet ist und was nicht. Kein stures Abarbeiten irgendwelcher Listen - obgleich ein gewisses Maß an Sturheit durchaus manchen Beter aus der Bibel und der Kirchengeschichte auszeichnet -, sondern eine Begegnung mit dem lebendigen Gott. Ungezählte Predigten und eine Vielzahl wirklich sehr anregender Bücher zum Thema Gebet schildern in leuchtenden Farben die Glückseligkeit des Eintauchens in die Gegenwart Gottes und die Wirksamkeit der anhaltenden Fürbitte.

... und tausendmal ist nichts passiert?

Und genau hier liegt unser Problem: Wir haben das alles schon unendlich oft gehört und es wahrscheinlich ebenso oft selbst gesagt. Aber es ist nicht Langeweile durch ständige Wiederholung des Bekannten, die uns anfißt, sondern die Tatsache, dass sich das, was wir als richtig und wichtig erkannt haben, nicht deckt mit dem, was viele von uns leben und erleben. In unseren Gemeinden und Gemeindekreisen, unseren Jugendarbeiten und Leiterkreisen ist der Raum, den das Gebet tatsächlich einnimmt, im allgemeinen umgekehrt proportional zu seiner erkannten und bekannten Bedeutung. Das hat mich bewogen und darum lade ich ein, dass wir uns als Verantwortliche in den EC-Verbänden wieder einmal intensiv mit dem Thema beschäftigen und dadurch hoffentlich neue Freude am Gebet gewinnen.

3.1 Das ist Gebet

3.1.1 Orientierung am Vaterunser

Die Mutter allen christlichen Gebets ist das Vaterunser. Es ist uns zum immer neuen wörtlichen Nachbeten gegeben und zeigt gleichzeitig Art, Inhalt und Ausrichtung allen christlichen Betens. Dessen Charakteristik erschließt sich in besonderer Weise vor dem Hintergrund, vor dem Jesus seine Jünger das Beten lehrt. In Matthäus 6 sagt er: „⁵Und wenn ihr betet, sollt ihr nicht sein wie die Heuchler, die gern in den Synagogen und an den Straßenecken stehen und beten, damit sie von den Leuten gesehen werden. Wahrlich, ich sage euch: Sie haben ihren Lohn schon gehabt. ⁶Wenn du aber betest, so geh in dein Kämmerlein und schließ die Tür zu und bete zu deinem Vater, der im Verborgenen ist; und dein Vater, der in das Verborgene sieht, wird dir's vergelten.“ Hier knüpft Jesus an die Gegebenheit an, dass die Häuser damals kaum Rückzugsmöglichkeiten boten, weswegen man sich zum Beten häufig irgendwo ein Plätzchen suchen musste, wo man einigermaßen ungestört war. Im Haus bot eigentlich nur die Vorratskammer Zuflucht vor dem ständigen Trubel, weswegen es nicht ungewöhnlich war, sich zum Gebet dorthin zurückzuziehen.

Das sprichwörtlich gewordene Gebet im stillen Kämmerlein ist also nichts Neues, was Jesus dem Judentum gegenüberstellt, sondern er ermutigt seine Jünger, eben diese Praxis fortzuführen. Es gab allerdings auch das andere, wogegen wir uns abgrenzen sollen, nämlich das inszenierte öffentlich sichtbare Gebet. Auch dieses war aus der Notwendigkeit hervorgegangen, ein geeignetes Plätzchen für die persönliche stille Zeit zu finden. Wenn die Speisekammer belegt war, musste man sich irgendwo draußen einen Platz suchen. Man konnte sich in den Schatten eines Baumes stellen oder sich hinter eine Hecke setzen. In der Stadt musste es ein Eckchen im Innenhof tun oder auch ein Winkel in einer wenig frequentierten, schmalen Sackgasse. So weit, so gut. Anders als in unserer Gesellschaft heute war aber damals in Israel das öffentliche Leben von der Religion durchdrungen, und die hingebungsvolle Religionsausübung brachte einem Respekt und Anerkennung ein. Das verführte dann viele Leute, den Gebetswinkel so zu wählen, dass er gut einsehbar war und sie dabei beobachtet werden konnten, wie sie ausführlich und leidenschaftlich die traditionellen Gebete vor sich hin murmelten und das vielleicht sogar mit theatralischen Gesten und Verbeugungen unterstrichen. Das wurde entweder mit Anerkennung bedacht oder gab den Betenden zumindest das Gefühl, dass es so sei. Dieser stumme Applaus war der Lohn des Beters, dessen Mühe damit aber, so sagt Jesus, als abgegolten angesehen werden muss. Denn an Gott war diese Frömmigkeitsaufführung nicht interessiert, weswegen im Gegenzug auch nicht zu erwarten stand, dass Gott irgendwie darauf reagieren würde.

Es geht an dieser Stelle also nicht um den Ort, an dem wir beten, und es wäre falsch, daraus zu schließen, dass es keine Open-Air-Gottesdienste oder Gebetsversammlungen auf Straßen und Plätzen geben dürfte. Es ist damit auch nicht gesagt, das Gebet gehöre allein in die Zweisamkeit zwischen Gott und dem Einzelnen und nicht in die Gemeindeversammlung. Jesus hat nirgends anklingen lassen, dass im Gottesdienst nicht gebetet werden sollte, und die Formulierung des Vaterunsers im Plural („Unser täglich Brot gib uns ... vergib uns ... wir vergeben“) gibt dem Gebet seinen Platz in der Gemeinde. Es geht um die Herzenshaltung, in der wir beten. Es geht darum, ob unser Gebet wirklich Gebet ist, das sich an Gott wendet und sich auf ihn ausrichtet, oder ob wir damit vor anderen etwas darstellen wollen und damit letztlich um uns selbst kreisen. An dieser Stelle liegt auch die Übertragbarkeit auf unsere Situation. Wir sind ja nicht gefährdet, unsere Frömmigkeit öffentlich darzustellen und damit gesellschaftliches Renommee zu gewinnen. In unserer Gesellschaft wirkt das ja eher peinlich, und statt Anerkennung würden wir Spott ernten. Sicherlich gibt es eine interne Öffentlichkeit, in der es Eindruck macht, wenn jemand besonders brillant auf der Klaviatur des freien Gebets spielt, und wer sich dabei ertappt, diese Fertigkeit zur Selbstdarstellung einzusetzen, möge sich durch Jesus ermahnen lassen. Für uns alle ist der Punkt aber der, dass das Gebet nicht zu einem Instrument werden darf, mit dem wir unsere Lebensqualität steigern – weder durch Erlangung von Anerkennung noch durch Steigerung des seelischen Wohlbefindens. Gebet bedeutet: Ich liefere mich Gott aus und bin bereit anzunehmen, was er mit mir macht, und zu tun, was er mir sagt.

Jesus fährt fort und grenzt das Gebet gegen einen weiteren Missbrauch ab: „⁷Und wenn ihr betet, sollt ihr nicht viel plappern wie die Heiden; denn sie meinen, sie werden erhört, wenn sie viele Worte machen. ⁸Darum sollt ihr ihnen nicht gleichen. Denn euer Vater weiß, was ihr bedürft, bevor ihr ihn bittet.“ Das „Plappern“ der Heiden hat eine doppelte Stoßrichtung. Zum einen zielt es auf das ekstatische Gebet mancher religiöser Gruppierungen der damaligen Zeit, die sich in Trance versetzten, die Kontrolle über sich selbst abgaben und

dann von Kräften des Unterbewusstseins oder der dämonischen Welt geschüttelt wurden. In dieser Ekstase gaben sie unverständliche Laute von sich, an die sie sich nachher selbst nicht mehr erinnerten. Die Religionsgeschichte ist übrigens durchzogen von solchen ekstatischen Erscheinungen und sie finden sich bis heute im Schamanismus sowie in vielen z.B. animistischen Kulturen.

Wir müssen uns in unserem direkten Umfeld sicherlich nicht gegen ausgesprochene ekstatische Kulte abgrenzen, aber auch uns gilt die Mahnung, im Gebet ganz die Ausrichtung auf Gott zu suchen und uns im Hören und Reden von ihm leiten zu lassen. Natürlich „macht das Gebet auch etwas mit uns“, wir finden darin zur Ruhe und zu der Erfahrung einer starken Gottesnähe. Das ist wunderbar. Auch große Gefühle sollen in diesem Zusammenhang keinesfalls verdächtig gemacht werden. Entscheidend ist aber, dass wir das Gebet nicht missbrauchen, um uns selbst psychisch zu manipulieren und uns in abgehobene Bewusstseinszustände hineinzusteigern. Auch die Anleitungen zum rechten Umgang mit der Zungenrede, die Paulus in 1. Korinther 14 gibt, zielen im Kern darauf, dass sich diese nicht zu einem ekstatischen Erlebnis verselbständigen darf, sondern dass der Beter hörend auf Gott ausgerichtet bleiben muss und darin begleitet wird.

Als Zweites hat das „Plappern“ die normale umgangssprachliche Bedeutung des wortreichen, aber oberflächlichen Daherredens. Es ist zutiefst heidnisch so zu beten, als müssten und könnten wir durch die Fülle vieler Worte zu Gottes Ohr vordringen. Es ist ja die Grundbewegung des Heiden, des unerlösten Menschen, dass er mit eigenen Mitteln und Techniken versucht, in Kontakt zu Gott zu treten, ihn günstig zu stimmen und ihm einige Wohltaten abzurufen. Das Heidnische ist das zutiefst Menschliche und darum geht es auch beim heidnischen Gebet nach der menschlichen Maxime: viel hilft viel. Viele Worte, viel Beachtung bei Gott. Noch mehr Worte, noch größere Aussichten auf Erhörung. Wenn das nicht von Anfang an ein oberflächliches Plappern ist, das ganz auf Masse setzt, macht doch das heidnische Denken hinter den Worten auch das inbrünstig gesprochene Gebet zu einem Plappern. Bei unserem Gott werden Gebete nach dem Gewicht gemessen, nicht nach der Länge!

Heidnisches Plappern ist letztlich von tragischer Belanglosigkeit. Wenn wir als Christen aber so beten, als wären wir Heiden, ist das nicht einfach belanglos, sondern beleidigend. Es ist zutiefst beleidigend, wenn wir das hörende, erwartungsvolle Sich-Annähern an Gott durch das Abspulen frommer Floskeln ersetzen – seien sie kurz oder lang. Es ließe sich hier wohlfeil karikieren, wie so manche Gebetsgemeinschaft um die immer gleichen Sätze und Worthülsen kreist, deren Abfolge auch festgelegt scheint. In der Tat: Manche Gebetsgemeinschaft ließe sich als Sketch aufführen. Aber der erkannte Missstand muss nicht lange beklagt werden, denn zu groß wäre die Gefahr, dass wir uns damit der kritischen Betrachtung unseres eigenen Betens entziehen. In der Regel sind unsere Gebete dem Wortgehalt nach nicht oberflächlich, orientieren sich aber oft nicht an Gott, sondern an unseren Kriterien von kraftvollem und überzeugendem Beten. Viele Gebete dienen der Stabilisierung der Gruppenidentität, indem wir uns darin gegenseitig unserer Rechtgläubigkeit vergewissern. Und durch die Hintertür zieht dann doch wieder das heidnische Denken ein, dass das ungewisse Stammelnen, das nicht aus der Glaubensgewissheit kommt, sondern diese erst sucht, weniger Aussicht auf Erhörung hat als die kraftvolle und ausführliche Proklamation dessen, was wir für den Willen Gottes halten. Wenn wir das Gebet missbrauchen, um andere zu beeindrucken, ist das Gott gegenüber unverschämt. Wenn wir Gott mit dem Gebet beeindrucken oder manipulieren wollen, ist das beleidigend.



Die Zurückweisung der vielen Worte scheint im Widerspruch zu den Stellen zu stehen, an denen Jesus uns ermutigt, anhaltend zu beten und ihn mit unseren Anliegen zu bestürmen (z.B. Lukas 18). Daran wird deutlich, dass es beim „Plappern“ letztlich nicht um die absolute Zahl der gesprochenen Zeichen einschließlich Leerzeichen geht, sondern um die Herzenshaltung, in der wir beten. Der geplapperte Wortschwall kommt von einem Menschen, der sich im Gegenüber zu Gott positioniert hat, nach selbst gesetzten Maßstäben mit ihm kommuniziert, um die gewünschte Wirkung zu erzielen. Dabei ergibt sich die Vielzahl der Worte aus dem Kreisen um sich selbst, die eigenen Wünsche, Vorstellungen und Wirkung auf andere. Dem gegenüber steht der Mensch, der sich in seiner Freude und Dankbarkeit lobpreisend auf Gott ausrichtet, oder der, der sich in seiner Not an Gott hängt und in seiner Gegenwart den Nöten und den Sehnsüchten des Herzens freien Lauf lässt. Beides kann zu vielen Worten führen, die dann aber kein Geplapper sind. Das Kind, das sich vertrauensvoll an den Vater wendet, darf alles sagen und so viel es möchte.

Nach der Abgrenzung gegen ein fehlgeleitetes jüdisches und gegen das heidnische Gebet führt Jesus die Hörer zum „⁹*Darum sollt ihr so beten*“.

„*Vater unser im Himmel. Geheiligt werde dein Name.*“ Schon die ersten beiden Worte heben das christliche Gebet von allen anderen Gebeten ab. Wir sprechen mit unserem Vater. An ihn wenden wir uns, auf ihn richten wir uns aus, in seine Gegenwart treten wir ein. Es geht uns dabei nicht um uns, sondern um IHN. „Geheiligt werde dein Name.“ Ehe wir unsere Bitten vor Gott bringen, wozu uns das Vaterunser sehr ermutigt (!), bitten wir darum, dass der Heilige Gott nicht beleidigt und sein Name nicht missbraucht, sondern dass er heilig gehalten wird. Es ist sicher eine grundsätzliche Bitte und hoffentlich unsere starke Sehnsucht, dass der Name Gottes in der Welt nicht so sehr mit Füßen getreten, sondern dass ihm die Ehre gegeben werden möge. Insbesondere beziehen sich diese Eingangsworte aber auf das nun folgende Gebet: dass wir in unserem Bitten nicht selbstsüchtig, in unserem Lobpreis nicht eitel und in unserem Danken nicht oberflächlich werden, sondern auf Gott ausgerichtet sind. Darum geht es. Wir wollen mit unserem Gebet als einzelne und als Gruppe seinen Namen nicht banal machen, sondern ihn, durch unser Vertrauen in ihn und in ihn allein, ehren.

„*Dein Reich komme. Dein Wille geschehe, wie im Himmel, so auf Erden.*“ Es geht im christlichen Glauben, Leben, Beten und Hoffen nicht um das Paradies, sondern um das Reich Gottes. Das unterscheidet uns von den Zeugen Jehovas, deren kühnstes Sehen sich auf einen wunderschönen Garten richtet, in dem Löwen Gras fressen und Kinder mit Schlangen spielen. Wir warten auf eine überwältigende neue Welt, die uns ganz und gar in den Bann von Gottes Liebe, Heiligkeit und Kreativität ziehen wird, so dass wir vor Seligkeit platzen würden, würden wir nicht fortwährend Halleluja singen. Dass dieses Reich bald anbrechen und allen Tränen, allem Leid und aller Belanglosigkeit in dieser Welt ein Ende machen möge, darum beten wir. Und dass etwas von diesem Reich bereits in dieser Welt aufleuchten möge, das ist unser großer Wunsch. Dass schon jetzt etwas von Gottes Friede, Freude und Gerechtigkeit zu spüren ist, neugierig macht auf den Himmel und den Gequälten und Entrechteten das Leben auf dieser Welt weniger unerträglich macht, darum geht es uns und darum bitten wir. Natürlich, man darf Gott alles sagen und ihn um alles bitten. Aber die Grundausrichtung unseres Gebets kann nicht sein, ein wenig an den Früchten des himmlischen Schlaraffenlandes zu naschen und von Gott allerlei Versüßungen des Lebens zu erbetteln. Die Grundausrichtung muss sein, dass Gottes Wille geschieht und dass wir dem nicht mit unseren Wünschen im Wege stehen.



Immer wieder steht die Frage im Raum, ob unser Beten denn wirklich etwas ändert, und sie sollte nicht vorschnell mit einem frommen „Ja, natürlich“ beantwortet werden. Vielfach haben wir erlebt, wie Dinge, für die wir gebetet haben, ganz anders gekommen sind, als es menschlich vorstellbar war, und es wäre geradezu irrational, das dann nicht als eine Gebets-erhörnung zu betrachten und es auch so zu nennen. Gleichzeitig leben wir alle aber nur deswegen noch, weil Gott Gebete um Schutz und Bewahrung erhört hat, die wir nie gesprochen haben, weil wir um die Gefahr gar nicht wussten. Insofern hängt an unserer Fürbitte offensichtlich nicht alles, und auch ohne unseren Lobpreis ist Gott heilig und allmächtig. Und: wie viele Gebete bleiben unerhört und wie viele Gequälte und Entrechtete warten zeitlebens umsonst darauf, dass Gott sich über ihre Situation erbarmt? Der eigentliche Grund, dafür zu beten, ist nicht unser Kalkül auf die daraus resultierende Wirkung, sondern wir beten, weil Gott es uns aufgetragen hat und weil eine Gottesbeziehung ohne Gespräch gar nicht möglich wäre. Beim Beten geht es zuerst um Beziehung, nicht um Ergebnisse.

Gelegentlich wird gefragt, ob wir denn wirklich meinen, Gott mit unseren Gebeten umstimmen zu können. Dann muss die Antwort lauten: Nein, natürlich nicht. Wir beten ja nicht, dass Gott seinen Willen ändert, sondern dass sein Wille geschieht! Wenn wir Fürbitte halten und für die Veränderung von Situationen beten, dann bitten wir Gott, dass er alles aus dem Weg räumen möge, was sich gegen die Erfüllung seines heiligen und guten Willens auflehnen möchte. Und von einem „Gebetskampf“ darf man nur in dem Sinne sprechen, dass wir an die Seite Gottes treten und gewissermaßen vor der unsichtbaren Welt für Gott auf die Straße gehen und demonstrieren, dass wir seinen Willen durchgesetzt sehen wollen.

Was aber ist der Wille Gottes? „Gott will, dass allen Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen“ (1. Timotheus 2,4). So unklar, wie es oft gesagt wird, ist der Wille Gottes also nicht. Dass deine Freundin zum Glauben findet, dass dein Lehrer aufhört, gegenüber etwas fülligeren Mädchen blöde Bemerkungen zu machen, dass das Blutvergießen in Afghanistan aufhört und dass du die Kraft bekommst, nicht immer wieder zu lügen, das will Gott: dafür kannst du beten. Bete es im Namen Jesu und in der Gewissheit, dass Jesus nichts lieber hört als diese Gebete. Dann gibt es aber auch Anliegen, in denen wir nicht wissen, was richtig ist, und solche, in denen die von uns favorisierte Lösung aus Gottes Perspektive letztlich schlecht wäre. Hierin beten wir ganz bewusst „dein Wille geschehe“ und verbinden das mit der Bereitschaft, unsere Einschätzung der Situation und die Stoßrichtung unseres Gebetes im Hören auf Gottes Stimme verändern zu lassen.

„*Unser tägliches Brot gib uns heute.*“ Erst wenn du Gott für zehn Sachen gedankt hast, darfst du mit einer Bitte kommen. So wurde es in meiner Jugend gerne gelehrt. Aber wo, bitteschön, steht das denn? In der Bibel jedenfalls nicht, und Jesus lehrt uns im Vaterunser das Gegenteil. Eine Bitte reiht sich an die andere, und es sind nicht nur so „heilige“ Bitten wie die, dass sein Name geheiligt werde, sondern hier geht es gleich um unser Wohlergehen. Das tägliche Brot ist keine Chiffre für das Abendmahl oder irgendwelche anderen geistlichen Dinge, sondern für die Güter des täglichen Bedarfs: Brot, Eiersalat, Kraft für die Arbeit, Geld für die Wohnung und alles, was man sonst so braucht.

Aber hatte Jesus nicht gesagt: „Macht nicht so viele Worte, denn *euer Vater weiß, was ihr bedürft, bevor ihr ihn bittet*“? Die entscheidende Frage lautet nicht bitten oder nicht bitten, sondern sie lautet: Wie bitte ich richtig um das, was ich zum Leben brauche? Die Antwort auch hier: Nicht mit endlos vielen Worten nach dem Motto viel hilft viel, sondern vertrauensvoll in dem Wissen, dass ich Gott nicht umständlich erklären muss, was meine Bedürfnisse

sind. Und wir beten in dem Wunsch, dass auch in diesem Bereich der gute und liebevolle Wille Gottes geschieht. Dieses Bitten ist ja immer auch ein hörendes Nachsinnen darüber, was eigentlich gut für uns ist, und dieses Hören gibt dem, was wir für unser Leben wünschen, das rechte Maß.

„Und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern.“ Das ist die wohl herausforderndste Zeile des Vaterunsers, weil sie das Handeln Gottes gerade in diesem ganz sensiblen Bereich an eine Vorbedingung knüpft. „Unser tägliches Brot gib uns heute, wie auch wir jeden Tag dem Bettler am Bahnhof 50 Cent geben“, das wäre ein leicht einzuhaltender Deal. Aber Vergebung gegen Vergebung? Zum richtigen Verständnis hilft es, wenn wir uns deutlich machen, worum es genau geht. Vergebung ist hier als der Verzicht auf das Einklagen oder Eintreiben einer Forderung verstanden. Insofern ist dieses Vergeben durchaus leistbar, denn es setzt nicht voraus, dass wir keinen inneren Widerstand gegen einen anderen mehr spüren, was sich ja bekanntlich unserer Machbarkeit entzieht und wozu wir in vielen Fällen auf das heilende Handeln Gottes an uns angewiesen sind. An vielen Stellen macht Jesus deutlich, dass er von denen, denen vergeben wurde, erwartet, dass sie ihrerseits gegenüber denen, die in ihrer Schuld stehen, auf ihr Recht verzichten. Die Passage vom sogenannten Schalksknecht in Matthäus 18,23-34 zeigt, dass damit nicht die grundsätzliche Verpflichtung gemeint ist, geliehenes Geld und Gut grundsätzlich abzuschreiben, was Christen aus dem Geschäftsleben, ja aus dem ganzen normalen Leben ausschließen würde. Es geht dabei um Menschen, die in unserer Schuld stehen, aber nicht in der Lage sind, diese zu begleichen. Das muss keine materielle Schuld sein. Vielleicht gibt es jemanden, der sich bei mir entschuldigen müsste, es aber nicht schafft, weil ihm der Mut, die Kraft, die Einsicht oder auch der gute Wille dazu fehlt. Diese Forderung soll ich drangeben und ihn nicht unter einen Druck setzen, dem er nicht gewachsen ist. Das schließt natürlich ein, dass ich auch darauf verzichte, ihn ersatzweise fertigzumachen oder eine Retourkutsche zu fahren.

Damit kein falscher Eindruck entsteht: Auch zu tiefer Versöhnung sind wir aufgerufen, gerade innerhalb der Gemeinde. Dem anderen nicht an die Gurgel zu gehen ist nicht die Endstufe der Heiligung, sondern diese ist Feindesliebe und hingeebene geschwisterliche Liebe innerhalb der Gemeinde. Aber das, worum wir zeitlebens ringen werden und was nur durch Gottes Wirken in uns nach und nach Gestalt gewinnen kann, ist nicht die Voraussetzung für Gottes Vergebung. Damit soll diese Passage des Vaterunsers nicht glatt geschliffen und smart gemacht werden. Es bleibt die ungeheure Herausforderung, auf das Einklagen auch berechtigter Forderungen zu verzichten. Und das das eine realisierbare Forderung ist, macht sie umso dringlicher, weil uns die Ausrede genommen ist, das sei ja sowieso unerfüllbar und nur irgendwie zu erglauben. Es wird noch dadurch erhärtet, dass der Urtext eigentlich lautet „... wie auch wir vergeben haben ...“. Es handelt sich dabei also nicht um eine Absichtserklärung, sondern um etwas, wovon vorausgesetzt wird, dass es bereits vollzogen wurde. Das schließt nicht aus, dass es hierin geht wie mit der „richtigen“ Vergebung, dass sie nämlich in manchen Angelegenheiten immer neu vollzogen werden muss. Ich erinnere mich an ein Gespräch im Rathaus von Bethlehem mit einem jüdischen Mann, dessen Sohn durch einen palästinensischen Raketenangriff gestorben war und einem Palästinenser, dessen Sohn von israelischen Soldaten erschossen wurde. Ich weiß nicht mehr, wer es war, aber einer von beiden antwortete auf die Frage, ob er denn den Mördern seines Sohnes vergeben könne, „Ja – jeden Tag von Neuem“. So müssen wir uns vielleicht auch von manchen unserer Forderungen öfters distanzieren, wenn sie sich wieder in der Seele festgesetzt ha-



ben.

Ich nehme mir vor, diese Passage des Vaterunsers immer wieder zu „kauen“ und mit Gott darüber ins Gespräch zu kommen, wo ich denn meine offenen oder versteckten Schuldscheine aufbewahre. Vielleicht hat es auch im gemeinsamen Gebet oder in der Weihestunde seinen Platz, auszusprechen und bei Gott abzugeben, was es an offenen Rechnungen unter uns oder bei einzelnen gibt. Jedenfalls lehrt uns das Vaterunser, dass die Distanzierung von scheinbar berechtigten Forderungen nur eingebettet in das Gebet möglich ist.

„*Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Bösen.*“ Auch diese Zeile ist sperrig, denn die Vorstellung, Gott könnte überhaupt auf den Gedanken kommen, uns in Versuchung zu führen, ist befremdlich. Und leider gibt der Urtext kaum Spielraum, ihn dahingehend zu entschärfen, dass man ihn wesentlich anders übersetzen kann, als Luther es getan hat. Die BasisBibel übersetzt „und stelle uns nicht auf die Probe ...“, weswegen ich sie ausnahmsweise einmal kritisieren muss. Das griechische Wort an dieser Stelle heißt nun mal Versuchung, und es wäre auch eine unsinnige Bitte, dass Gott uns nicht auf eine Probe stellen sollte, in der wir uns bewähren und im Glauben wachsen können. Also: „Führe uns nicht in Versuchung.“ „Führe uns so, dass wir nicht in Versuchung geraten“ wäre ein kleiner Schritt für den Übersetzer und ein großer Schritt für die Christenheit. Geht aber nicht so einfach. Gleichzeitig entspringt aber das Befremden nicht nur unserem Unwillen, sondern einem gesunden, biblisch geprägten Gespür. Schließlich lesen wir in Jakobus 1,13: „Niemand sage, wenn er versucht wird: Ich werde von Gott versucht; denn Gott kann nicht versucht werden vom Bösen, und selbst versucht er niemanden“, und hier ist für „Versuchung“ exakt das gleiche Wort gebraucht. Von der Sache her scheint es also doch eine absurde Vorstellung zu sein, Gott hätte Spaß daran, unser geistliches Leben in der Versuchung aufs Spiel zu setzen. Mit „... und lass uns nicht in Versuchung geraten ...“ baut die Neue Genfer Übersetzung eine Brücke, die übersetzungstechnisch möglich ist und ein Verständnis ermöglicht, das zum gesamten biblischen Zeugnis passt.

Das Böse, wovon wir bewahrt werden sollen, ist eigentlich nicht das Böse, sondern der Böse. Bewahre uns vor dem Satan! So kann man die ganze Phrase folgendermaßen übertragen: „Führe uns nicht in eine Situation, in der wir vom Teufel versucht werden, sondern halt uns den vom Leib!“ Hintergrund ist hier sicher auch die Versuchungsgeschichte, in der es dem Satan erlaubt worden war, Jesus direkt gegenüberzutreten und ihn tief in die heftigsten Versuchungen in den drei Bereichen hineinzuziehen, in denen wir am leichtesten angreifbar sind. Jesus hat den Satan darin mit einem technischen K.o. auf die Bretter geschickt. Wir würden das nicht schaffen und sollen uns bloß nicht einbilden, wiedergeboren, wie wir nun mal sind, könnte uns so ein Satan doch nichts mehr anhaben. Kann er auch nicht, aber nur so lange wir unter dem Schutz von Jesus stehen und uns nicht selbst auf so eine geistliche Prügelei einlassen.

Irgendwie bleibt es dennoch befremdlich, dass wir so beten sollen. Ist denn der Teufel noch ein Thema für uns? Sollen wir uns denn wirklich mit ihm befassen? Offensichtlich ja, aber wir bitten es vertrauensvoll in der Gewissheit, dass sich Gottes Wille an uns erfüllen soll, dass wir gerettet werden und dass Gott das Werk des Glaubens, das er in uns angefangen hat, auch vollenden wird (Philipper 1,6). Indem wir so beten, schärfen wir unser Gespür dafür, uns nicht selbst unnötig in Versuchung zu bringen, und das wird unseren Umgang mit der Fernbedienung, der Maus und dem Touchpad ganz entscheidend beeinflussen. Muss ich mehr sagen?

„Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit.“ Ob der Schlusssatz nun von Jesus stammt oder, wie die Textforschung nahelegt, erst nach seinem Tod angefügt wurde, ist egal. Auf jeden Fall schließt er den Kreis auf wunderbare Weise. Stand am Anfang das „Dein Reich komme“, dürfen wir jetzt noch einmal aussprechen, dass die Schlacht ja eigentlich schon geschlagen ist. Was immer wir bitten, wir stehen auf der Seite dessen, den niemand und nichts vom Thron stoßen kann, und es ist wichtig, das immer wieder miteinander auszusprechen. Das ist die Grundform des Lobpreises. Alte und neue Lieder, die sich daran orientieren, leiten uns in einen Lobpreis, in dem wir nicht um uns kreisen, sondern der uns auf Gott ausrichtet.

Ich lege allen Jugendarbeiten ans Herz, das Vaterunser, wenn nicht als Abschluss jeder Gruppenstunde, dann doch immer wieder gemeinsam zu beten. „So sollt ihr beten“, sagt Jesus und wir machen alles richtig, wenn wir dieser Aufforderung regelmäßig im Wortlaut folgen. Es sei denn, dass es völlig unbewusst runtergeleiert wird, führt es uns nah an das Herz Gottes und vertieft unser Gespür für das Wesen des Gebets. Zum Vaterunser-Gebet als spezielle Form der Gebetsgemeinschaft siehe 4.3.1.

3.1.2 Grundformen des Betens

3.1.2.1 Hören

„Herr, ich suche deine Ruhe, fern vom Getöse dieser Welt.

Ich hör jetzt auf mit allem, was ich tue, und tu das eine, das im Leben zählt.

Ich geh im Geist jetzt vor dir auf die Knie und höre auf die Stimme meines Herrn!

Führe du mein Innerstes zur Ruhe und lass dein Feuer meine Hast verzehren.“

(Martin Pepper; „Auge im Sturm“ nach Psalm 131,1-2)

Gebet ist zuerst und als wichtigstes Hören. Wenn wir nicht hören, wissen wir nicht, was wir beten sollen, und daraus resultiert das kraft- und ziellose Gebet, das wir oft erleben. Schon gar wissen wir ohne Hören nicht, was Gott von uns getan haben will, und daraus resultiert das ziel- und kraftlose Agieren, von dem unsere Gemeinden und auch unsere Jugendarbeiten oft geprägt sind. Gebet ist Hören. Dazu gibt es ohne Ende Bücher, und das „Hörende Gebet“ ist unter diesem Begriff zu einer eigenen Gebetsform (um das anstößige Wort „Gebetstechnik“ zu vermeiden) entwickelt worden. Es lohnt sich gewiss, solche Bücher zu lesen und entsprechende Seminare zu besuchen. Das darf uns aber nicht verführen, die Sache kompliziert zu machen und das Hören als Spezialform einer besonderen Gebetsspiritualität anzusehen. Denn eigentlich ist es ja nicht kompliziert. Man muss dazu nichts lernen, man muss es nur tun. Besser gesagt: Man muss aufhören, was zu tun. Da liegt die Herausforderung und oftmals ist es schwer, die kreisenden Gedanken und lauten Stimmen abzuschalten. Aber Schweigen lernt man durch Schweigen und Hören durch Hören.

Das gilt für die persönliche Stille: Nimm dir Zeiten, in denen du nichts sagst und nichts tust, sondern nur dasitzt und hörst. So alte Männer wie ich sprechen vom „Sich-Gott-Hinhalten“ und reden womöglich noch vom Schweigen im Rhythmus des Atems. Das mag dir reichlich komisch vorkommen und dann spricht es für deine gesunde Skepsis gegenüber allem „Psychokram“. Wichtig ist nur, dass du es tust: Hinsetzen, Mund halten und Gott zuhören. Wer es macht, wundert sich, was passiert! Es kann sogar geschehen, dass Gott nicht spricht, und das ist dann der Höhepunkt der Beziehung von Jesus und dir: Gemeinsam am Feuer sitzen und schweigen. Eine ausführliche Schweigezeit kann man sich nicht immer

nehmen, aber eine halbe Minute, bevor du anfängst zu reden, die ist drin. Wenn ich mal nur die halbe Minute habe, verwende ich sie ganz aufs Schweigen.

Das gilt auch für die Gruppe. Wie mühsam sind viele unserer Gebetsgemeinschaften! Wie routiniert und leer die Worte, wie quälend die Stille, die man kaum aushält und sie deswegen wieder mit bekannten Phrasen füllt. Der Grund ist klar: Wir hören nicht. Kein Wunder, dass es dann keine Worte gibt, die Antwort auf Gottes Reden sind und darum Herzen berühren. Meistens ist die Gebetsgemeinschaft schon in dem Moment gekillt, wo sie mit den Worten eröffnet wird: „Hat jemand ein besonderes Anliegen?“ Diese Anliegen müssen wir ja erstmal von Gott empfangen, wenn es zu einem wirklichen Gespräch kommen soll. Darum empfehle ich, Gebetsgemeinschaften mit einer Phase der Stille zu eröffnen. Wenn Leute das nicht gewohnt sind und Stille nicht ertragen, kann es ihnen helfen, wenn im Hintergrund leise Musik spielt. Es muss aber eine Zeit ohne Worte sein, die dann vom Leiter der Gebetsgemeinschaft beendet wird. Dann tragt ihr zusammen, welche Anliegen Gott euch in der Stille aufs Herz gelegt hat. Das können dann durchaus auch Dinge sein, die ihr schon mitgebracht habt oder die für alle offensichtlich im Raum stehen. Aber in der Stille sind sie geläutert und zugespitzt. Oft erlebt man auch, dass Gott ganz unerwartet mehreren das gleiche Anliegen gibt, und diese Erfahrung belebt das Gebet umso mehr.

Das gemeinsame Hören auf Gott ist das völlige Gegenteil von der peinlichen Stille, wenn alle nur auf die Fliege an der Wand oder die Feuerwehr auf der Straße hören und hoffen, dass es bald vorbei ist. Die hörende Stille ist gefüllt und intensiv.

3.1.2.2 Lob und Anbetung

Die Neigung Gott zu loben, ist bei uns sicher unterschiedlich ausgeprägt, aber wenn wir gut drauf sind, wenn wir Gebetserhörungen erlebt haben und die Liebe Gottes wieder mal greifbar geworden ist, dann sind wir dabei. Das ist gut. Falsch ist aber, wenn das Lob Gottes in unserem Leben das Sahnehäubchen auf den angenehmen Stunden des Christseins wird, denn tatsächlich soll es unser ganzes Leben durchziehen. David sagt: „Ich will den Herrn loben allezeit“ (Psalm 34,2). Wenn wir uns das zum Vorbild nehmen, heißt das ja, Gott auch an den Tagen zu loben, an denen uns die Neurodermitis plagt, der PC zusammengebrochen ist, uns Eltern oder Kinder auf den Nerven rumtrampeln, man mit 80 in der geschlossener Ortschaft geblitzt wurde – und auch, wenn wir zusehen müssen, wie eins unserer Kinder tiefer und tiefer in Tablettenabhängigkeit rutscht.

Ist das realistisch? Und warum überhaupt? Zunächst mal ist das Lob Gottes schlichtweg eine Christenpflicht. „Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist seinen heiligen Namen“, ermahnt David sich selbst in Psalm 103, und das ist nur der bekannteste von unzähligen Versen, in denen wir zum Lob Gottes aufgefordert werden. Dieses ist kein Hobby für gefühlsbetonte Sonderlinge, die sonst nichts zu tun haben und sich mit schönen Liedern aufbauen. Sondern das Lob Gottes ist die wichtigste Pflicht aller Christen. „Gott loben, das ist unser Amt.“¹ Martin Luther sagt: „Gott loben ist der höchste Gottesdienst“, und hat dem Gotteslob deswegen in der Liturgie breiten Raum eingeräumt.

Welche Bedeutung das Lob Gottes hat wird daran deutlich, dass gemäß der biblischen Prophetie die ganze Weltgeschichte auf das ewige Lob Gottes zuläuft. Das zeigen alle prophetischen Ausblicke in der Bibel: Diese ewige Anbetung wird nicht langweilig sein, sondern

¹ EG 288; Nun jauchzt dem Herren alle Welt, Strophe 5



wird uns mit all unserer Kraft und unseren Gaben fordern. Alles, was wir tun, wird Lob Gottes sein. Darum ist das Lob Gottes auf dieser Erde bereits ein Stück Himmel, und wir erleben darin eine intensive Nähe zu Gott - wenn wir uns dabei wirklich Gott zuwenden und die Anbetung nicht routinemäßig oder mit geheuchelter Heiterkeit abwickeln.

Aber weil wir noch nicht im Himmel sind und das Leben auf der Erde manchmal ziemlich mühsam sein kann, ist auch das Lob Gottes nicht selbstverständlicher Ausdruck unserer Verfassung, sondern wir müssen uns oft ganz gegen unser Gefühl und unsere Seelenlage dazu aufrufen. Das ist mit Anstrengung verbunden. Das muss gelernt und geübt werden. Aber es lohnt sich, denn das Lob Gottes stellt uns in die Gegenwart Gottes. Wenn wir uns im Lob Gott zuwenden, werden wir wieder von der Gewissheit erfüllt, dass er lebt, regiert und Herr der Lage ist. Damit sind unsere Probleme weder erledigt noch vergessen, aber sie verlieren die beherrschende Macht über unser Denken und Fühlen. Lobende Menschen leben problembewusst, aber nicht problemgesteuert. Im lobenden Aufblick zu Gott werden wir uns seiner unbegrenzten Möglichkeiten bewusst, und das gibt uns dann den Mut, in seinem Namen Aufgaben anzupacken, statt nur Probleme zu sehen und mutlos zu werden.

Das Lob Gottes hat viele Facetten. David lädt uns in Psalm 150 ein, es lobpreismäßig mal richtig krachen zu lassen: „Halleluja! Lobet Gott in seinem Heiligtum, lobet ihn in der Feste seiner Macht! ²Lobet ihn für seine Taten, lobet ihn in seiner großen Herrlichkeit! ³Lobet ihn mit Posaunen, lobet ihn mit Psalter und Harfen! ⁴Lobet ihn mit Pauken und Reigen, lobet ihn mit Saiten und Pfeifen! ⁵Lobet ihn mit hellen Zimbeln, lobet ihn mit klingenden Zimbeln! Alles, was Odem hat, lobe den Herrn! Halleluja!“. Aber es gibt auch das stille, nicht so enthusiastische Lob Gottes: „Man lobt dich in der Stille, du hoch erhabner Zionsgott.“ Wir sind nun mal nicht alle die Vorhut von Hill Song, und darum gibt es hier die Version für deutsche Morgenmuffel: „Herr, ich würde diesen Tag am liebsten verschlafen. Aber ich preise dich dafür, dass du auch diesen Tag gemacht hast, um mir deine Größe und Liebe zu zeigen. Ich preise dich dafür, dass dies ein richtig guter Tag für dich und mich werden kann.“

Das stille Lob Gottes kommt auch vom Krankenbett, wenn eine bettlägerige Frau nach einer durchwachten Nacht die Hände faltet und sagt: „Ich preise dich dafür, dass du auch an diesem Tag bei mir bist, dass du die Schmerzen mit mir durchleidest und dass du mir nicht mehr auflegst, als ich tragen kann.“ Es ist ein gewichtiges Gotteslob, wenn wir beim Hausabendmahl am Krankenlager singen: „Bis hierher hat mit Gott gebracht durch seine große Güte.“

Im EC pflegen wir das Lob Gottes mit unseren Lobpreisliedern. Das ist prima. Wir müssen vielleicht aber wieder lernen, den Wohltaten Gottes in unserem Leben nachzusinnen und dem Lob Gottes mit eigenen Worten Ausdruck zu verleihen, um es so in das persönliche Gebet und in den Alltag zu integrieren.

3.1.2.3 Dank

„Lob und Dank!“ Nicht ohne Grund sind diese beiden Worte in der christlichen Terminologie unlösbar miteinander verbunden. Wenn wir Gott für seine Schöpfung und die Erlösung loben, können wir kaum anders, als ihm auch dafür zu danken, denn schließlich sind wir die Nutznießer von beidem. Und doch ergibt sich der Dank nicht immer automatisch, sondern wir müssen uns auch dazu oft aufrufen. Sehr gut wird das an den zehn Aussätzigen sichtbar, die von Jesus geheilt wurden (Lukas 17,11-19). Neun von ihnen freuen sich an der Gabe der Gesundheit und stürzen sich in das neu gewonnene Leben. Nur einer kommt zurück, um



Jesus zu danken. Und dieser eine empfängt den ganzen Segen, den Jesus bereit hat. Nur er hört die Worte „Dein Glaube hat dir geholfen“. Der eine sieht Jesus in die Augen, erlebt seine Nähe und bekommt Heilsgewissheit. Der eine geht nicht nur äußerlich verändert in das neue Leben. Der Dank macht den Unterschied!

Wer dankt, wird gesegnet. Darum soll der Dank breiten Raum in unserem Beten einnehmen. Auch für die Dankanliegen gilt, dass wir uns gerade in Gebetsgemeinschaften nicht auf das beschränken wollen, was uns spontan einfällt oder auf Zuruf in den Sinn kommt. Lasst uns stattdessen auch die Dankanliegen im Hören empfangen und diese dann aus vollem Herzen miteinander vor Gott bringen. Dann werden wir miteinander erleben, wie der Dank auch fröhlich macht. Indem wir es aussprechen, was Gott uns alles Gutes tut und gibt, wird es uns erst richtig bewusst und eine tiefe Dankbarkeit erfüllt uns. Wer es ausprobiert, wird es erfahren. Danken macht dankbare und fröhliche Christen!

Darüber hinaus hat der Dank sogar eine bewahrende Funktion, die man auf die Formel bringen kann „Wer dankt, sündigt nicht“. In Epheser 5,3+4 steht als Gegenmittel gegen Unzucht, Unreinheit, Habsucht und ähnliche Abscheulichkeiten nicht Disziplin oder Treue (was gewiss beides nützlich ist), sondern Dankbarkeit. Was auf den ersten Blick erstaunt, ist doch sehr einleuchtend, denn beim Versuch, für etwas zu danken, klärt sich auf wunderbare Weise, ob uns der Gegenstand des Dankes wirklich von Gott gegeben ist oder ob wir besser die Finger davon lassen sollen. Für das erste Glas Wein kann ich Gott von Herzen danken, und für das zweite auch. Für das zehnte Glas nicht mehr, weil ich beim Versuch, den Dank zu formulieren, nicht nur Probleme mit der Aussprache bekomme, sondern auch spüre, dass ich es besser nicht trinken sollte. Die Grenze liegt irgendwo in der unteren Hälfte des aufgerissenen Spektrums. Wo genau, klärt sich im Dank.

Danke Gott bewusst für den bevorstehenden Videoabend und spür dabei, ob sich die Freude darauf im Danken verstärkt oder ob sich vielleicht Bedenken einschleichen und dir einfällt, dass du an dem Abend eigentlich mal Ruhe für dich brauchst oder was für die Schule tun solltest. Im Dank merken wir oft auch, dass wir das, wofür wir danken, mit anderen teilen sollten, und das wird uns dann auch nicht schwerfallen.

Das Lied „Danke für diesen guten Morgen“ ist sicherlich nicht die erhebenste Poesie, die die Kirchengeschichte hervorgebracht hat, aber der letzte Satz ist für mich zu einem Leitwort geworden: „Danke, ach Herr, ich will dir danken, dass ich danken kann.“

3.1.2.4 Bitte

Hier verweise ich auf das, was ich in den Gedanken zum Vaterunser dazu geschrieben habe. Gott möchte, dass wir ihn bitten, und zwar für alles, was uns auf dem Herzen liegt. Wir werden dann auch merken, dass das Bitten oft eine ähnlich klärende Funktion wie das Danken hat. Im Bitten um genügend Geld für den Bau des neuen Gemeinschaftshauses kann uns auch nach und nach klar werden, dass es vielleicht gar nicht so eine gute Idee ist, sich solch einen schicken Kasten hinzusetzen. Vielleicht wird uns klar, dass wir besser das alte Haus etwas renovieren und für die offene Jugendarbeit zur Verfügung stellen sollten. Ist alles schon vorgekommen. Voraussetzung ist natürlich auch hier, dass unser Beten aus dem Hören kommt.

Wenn wir in Problemen stecken oder so richtig unter Druck stehen, kann es sein, dass es uns ins Gebet treibt und die Bitten nur so aus uns herausprudeln. Gut so! Es kann aber

auch passieren, dass wir in der Überfülle der Sorgen gar nicht mehr den Einstieg ins Gebet finden. Vielleicht fehlt uns auch die Kraft, alles immer wieder in Worte zu fassen. Dann tut es oft auch ein Seufzer, in den wir alles hineinlegen, was in uns brodelt, und wir dürfen gewiss sein, dass Gott alles versteht, was unser Herz beschwert. Eine andere Variante habe ich erfunden (was nicht bedeutet, dass andere das nicht auch schon erfunden haben), und auch wenn sie sich seltsam anhört, will ich sie doch nicht verschweigen. In einer Zeit echter beruflicher und privater Bedrängnis habe ich eine MindMap-Datei angefertigt, die überschrieben ist „Mein Leben vor Gott“. Darin habe ich alle Bereiche meines Lebens aufgeschrieben, in denen ich mit meinem Latein am Ende bin. Für jeden Bereich einen Zweig mit Unterzweigen. MindMap eben. Die Datei habe ich ausgedruckt und in meine Bibel gelegt. In den schlimmsten Wochen schaffte ich es nicht, alles immer wieder auszusprechen, und da habe ich nach der Bibellese einfach das Blatt aufgeschlagen, es Gott hingehalten, damit er sich alles anschaut, und ihn gebeten „Herr erbarme dich“. Morgen für Morgen. Und Gott versteht.

3.1.2.5 Fürbitte

In der kirchlichen Tradition ist Fürbitte recht weit gefasst als die Bitte für alle Bereiche und Personen in Kirche und Welt, die der Hilfe Gottes bedürftig erscheinen. Man spricht darum auch vom „allgemeinen Kirchengebet“. Wir beten für die Kirche und den Staat, die Leidenden, die Menschen in Krisengebieten und allgemein für Gottes Erbarmen über Notsituationen in aller Welt. Das kann zugespitzt werden auf Probleme und Personengruppen in der eigenen Gemeinde („unsere Alten und Kranken“) und am jeweiligen Ort. Oft orientiert sich die Fürbitte in ihrem Aufbau am Vaterunser und schließt darum die Bitte um das Kommen des Reiches Gottes ein.

In der pietistischen ebenso wie in der evangelikalen und charismatischen Tradition ist die Fürbitte enger gefasst und meint das Gebet für Menschen. Was dieses angeht gibt es zwei verschiedene Ansätze, nämlich das konkrete und das allgemeine Gebet. Im konkreten Gebet werden individuelle Personen namentlich vor Gott gebracht, und oft wird konkret formuliert, was genau man für die jeweilige Person erbittet. „Wir bitten dich für Nora Wattenberg. Schenk, dass die Operation am kommenden Mittwoch gelingt, dass die Chemotherapie anschlägt und sie nicht so starke Nebenwirkungen hat.“

Anders bei der allgemeiner gehaltenen, mehr liturgisch eingebundenen Fürbitte, die man in den traditionellen Kirchen pflegt. Wir beten für den Bischof unserer Kirche, für die Mitglieder der Regierung, für die Notleidenden und andere Gruppen. Das kann frei ausgeweitet oder zugespitzt werden, bleibt aber insofern allgemein, als es nicht auf bestimmte Personen und Namen eingegrenzt wird. „Wir bitten dich für alle, die um deines Namens willen Kreuz und Trübsal tragen, für die Versuchten und Angefochtenen. Wir bitten dich für alle, die unter der Last ihres Lebens leiden; für die Kranken und Sterbenden; für die Einsamen, Verlassenen und Verzagten; für die Bedrückten, Heimatlosen und Entrechteten. Zeige ihnen allen das Heil in deinem Kreuz und schenke ihnen deinen Frieden.“

Das detaillierte Gebet hat starke Verfechter, deren Argumente manchmal auch arrogant oder gar zynisch wirken können. Alles Unkonkrete scheint ihnen völlig überflüssig oder gar heidnisch. Aber auch mit guten Gründen verweist man darauf, dass ein konkretes Gebet intensiver ist und dass man damit mehr Vertrauen in Gottes veränderndes Wirken beweist. Für das allgemeinere Gebet wird das Argument angeführt, dass Gott besser weiß, wer wessen bedürftig ist. Wir ehren ihn, indem wir darauf verzichten, aus unserer beschränkten

menschlichen Perspektive heraus Lösungsvorschläge zu machen, und überlassen es seiner Weisheit, das Beste zu tun.

Nach meinem Dafürhalten haben beide Formen der Fürbitte ihre Bedeutung in unterschiedlichen Situationen. Wenn wir im gemeinsamen Hören miteinander Klarheit darüber gewonnen haben, worum Gott gebeten sein will, dann soll man es ruhig auch so aussprechen. Wichtig ist dann allerdings, dass wir für Korrektur offen bleiben. Oft ist aber aus den genannten Gründen auch das allgemeinere Gebet angebracht. Beide Gebetsformen sollen sich gegenseitig ergänzen und zueinander hinführen. Wenn aus dem allgemeinen Gebet langsam Klarheit über Gottes Willen in einer bestimmten Angelegenheit entsteht, kann das Gebet konkretisiert werden. Es muss aber auch möglich sein, dass wir unsere konkreten Vorstellungen zurückstellen und andere Lösungen für möglich halten, als wir bisher gesehen und für die wir gebetet haben.

3.1.2.6 Klage

Der schlechte Ruf der Klage gründet in einer Verwechslung. Klagen wird verwechselt mit Jammern – und ist doch das ganze Gegenteil! Das Jammern wächst aus einem hohen Anspruchsdenken bzgl. dessen, was uns an Besitz, Anerkennung, Zuneigung und Gesundheit zukommen sollte, und ist Ausdruck des Selbstmitleides darüber, dass die Wirklichkeit hinter unseren Erwartungen zurückbleibt. „Die Welt ist schlecht, das Leben ist grausam und mir geschieht Unrecht“, das ist die Grundmelodie, über der in allen Klangfarben improvisiert wird. Jammern ist eine um sich selbst kreisende Wehleidigkeit, mit der wir um uns herum einen klebrigen Dunst der Unzufriedenheit verbreiten und womöglich noch anderen ein schlechtes Gewissen für unsere bejammernswerte Befindlichkeit machen. Nur für das Bedauertwerden und als Projektionsfläche für diese Anklage braucht der Jammerlappen andere Menschen und gelegentlich auch Gott. Mit Gott rechnen tut der Jammernde nicht!

Gänzlich anders die Klage: Die Klage kommt nicht aus dem Selbstmitleid, sondern aus einem echten Leiden. Seien es Lasten von Krankheit und Schmerz, sei es Leiden an der Not anderer Menschen oder an der eigenen Unzulänglichkeit. Der Klagende kreist nicht um sich selbst und um seine Probleme, sondern hat den Blick bereits von sich weg gerichtet und sucht ein Gegenüber, mit dem er das, was ihm das Herz schwer macht, ernsthaft teilen kann. Der Klagende richtet das Wort an Menschen oder an Gott. Er möchte damit keine Wirkung auslösen, sondern er möchte getröstet werden. Der Jammernde sucht Beachtung, der Klagende sucht Trost.

Sein Herz klagend vor Gott auszuschütten tut nicht nur gut im Sinne einer gewissen Erleichterung, sondern ist der Einstieg, wieder auf Gott sehen und auf ihn hören zu können. Einen Prototyp dafür finden wir in Psalm 22. Dort erleben wir David, wie er sich in großer Verzweiflung und Enttäuschung durch die Klage langsam wieder an Gott heran betet. „²Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? Ich schreie, aber meine Hilfe ist ferne. ³Mein Gott, des Tages rufe ich, doch antwortest du nicht, und des Nachts, doch finde ich keine Ruhe.“ In diesem Heranbeten begegnet uns eine Dialektik, die es nur im Klagegebet, nicht aber in der an Menschen gerichteten Klage geben kann. Eine Person anzureden mit den Worten „du hast mich verlassen, du bist gar nicht da“, macht eigentlich keinen Sinn. Wenn jemand im Raum ist und einen hört, kann man sagen, „du kümmerst dich nicht um mich, du bist gemein zu mir“. Ist jemand nicht da, kann man gegenüber dritten klagen: „Er hat mich verlassen.“ Aber wenn jemand im Raum ist und einen hört, macht es eigentlich kei-



nen Sinn zu behaupten, „du hast mich verlassen, du hörst mich gar nicht“.

Bei Gott – und allein bei Gott - macht das Sinn! Für den Glaubenden gibt es auch dann, wenn er nicht mehr glauben kann, wenn er von Gott nichts sieht, hört oder fühlt, eine allerletzte Gewissheit, dass er doch da ist. Man kann mit dem, an dessen Existenz man zweifelt, reden. David weiß: Wenn Gott mich wirklich verlassen hat - dann gute Nacht! Dann nützt und schadet alles nichts, egal was ich mache. Falls es aber doch noch eine Chance gibt, falls mich hier irgendjemand hört, falls es einen Ort gibt, an dem meine Klage gehört wird und aufgehoben ist - dann bei Gott. Kyrie eleison! Herr, erbarme dich! David schreit zu Gott in der Hoffnung, dass nicht wahr ist, was er denkt, dass die Wirklichkeit anders ist, als sie für jedermann aussieht - dass Gott ihn nämlich verlassen hat.

„¹²Angst ist nahe; denn es ist hier kein Helfer.“ Ein eindrückliches Bild: Gott ist fern, und Angst ist nah. Einige Leser kennen das Gefühl, wenn Angst nahe ist: wenn sie an den Beinen hoch kriecht und sich um den Brustkorb legt; wenn zum Beispiel abends das Kind nicht nach Hause kommt; oder wenn man spürt, dass es gerade im Begriff ist, einen riesengroßen Fehler zu machen, an dessen Folgen es sein Leben lang leiden könnte. Wenn man dann keinen Gott hat, zu dem man schreien kann - oder nicht glaubt, dass er einen hört, das muss furchtbar sein. David fühlt sich völlig seinen Feinden ausgeliefert. „⁷Ich aber bin ein Wurm und kein Mensch, ein Spott der Leute und verachtet vom Volke. ⁸Alle, die mich sehen, verspotten mich, sperren das Maul auf und schütteln den Kopf: ⁹»Er klage es dem Herrn, der helfe ihm heraus und rette ihn, hat er Gefallen an ihm.«“ Ein Wurm. Können Psychologen dieses Bildwort deuten? Vielleicht möchte sich David am liebsten im Boden verkriechen. Jedenfalls ist diese Formulierung für uns eine Ermutigung, unsere Empfindungen Gott gegenüber in Worte zu fassen. Man darf den „Wurm“ nicht als gültige und zutreffende Beschreibung des Gläubigen an sich verstehen und daraus eine „Wurmtheologie“ machen, die den Menschen als ein vor Gott widerliches, stinkendes Etwas bezeichnet. Denn das stimmt ja nicht! Wer wiedergeboren ist, ist in Gottes Augen der Inbegriff von Herrlichkeit und Schönheit. Natürlich sind wir es aus Gnade, aber wir sind es. Der „Wurm“ ist Ausdruck dessen, wie David sich fühlt. Dein Klagepsalm muss anders lauten. Vielleicht fühlst du dich als nasser Lappen oder als PC-Virus oder als leere Bierdose. Das darfst du dann getrost so hinaus-schreien – ohne dass künftige Generationen daraus den Schluss ziehen sollten, es sei eine zutreffende Beschreibung des Menschen, dass er aus Weißblech besteht und 15 Gramm wiegt.

„¹³Gewaltige Stiere haben mich umgeben, mächtige Büffel haben mich umringt. ¹⁴Ihren Rachen sperren sie gegen mich auf wie ein brüllender und reißen der Löwe.“ Die geballte Kraft der Stiere, die Unverletzbarkeit der Büffel, die Aggressivität eines hungrigen Löwen - davon sieht David sich umgeben. Schlimmer kann es kaum kommen. Doch „¹⁷Denn Hunde haben mich umgeben, und der Bösen Rotte hat mich umringt ...“ Stiere, Büffel und Löwen – damit, findet David, tut er seinen Feinden schon zu viel Ehre an. Er findet, dass sie auch einen gemeineren Ausdruck verdient haben: Hunde, Straßenköter sind sie. Oder das: Eine Räuberbande. Ja, eine Gang schmutziger, Drogen dealender, bekiffter Analphabeten - Hunde! Noch mal: Worte des klagenden David beschreiben nicht 1:1 die Wahrheit. Man muss sie nicht umdeuten, als ob sie nicht ziemlich gemein wären, und man darf sie nicht für allgemeingültig erklären. Bei David vermengen sich gerechte mit unlauteren Gefühlen und Gedanken. In der Klage darf das sein! Die Botschaft für uns lautet: Du darfst das, was du empfindest, vor Gott in Worte fassen. Du sollst es sogar! Denn das hilft ungeheuer, die eigenen



Gefühle und auch Motive zu erkennen und zu klären.

Das wird besonders schön in Psalm 139 deutlich, der als Lobpreis in seiner vollendeten Form beginnt. „*Herr, du erforschest mich und kennest mich ...*“ Treffend sind die Worte gesetzt, erhebend folgen die Formulierungen aufeinander. Aber irgendwann schleichen sich trübe Bilder ein und bemächtigen sich des Beters. „¹⁷*Aber wie schwer sind für mich, Gott, deine Gedanken ...*“ Diese depressiven Anklänge nehmen dann eine überraschende und fast überwältigende Wendung in die heftigste Anklage: „¹⁹*Ach Gott, wolltest du doch die Gottlosen töten ...*“ Es folgen Worte der Anklage, in der sich der Eifer um die Ehre Gottes mit höchst unheiligen Motiven vermischt und in der mehr von Hass und Abscheu die Rede ist, als es um Gottes willen nötig wäre. Offensichtlich hat aber diese Klage eine sehr segensreiche Wirkung. Im Aussprechen all dieser Bitterkeiten werden die Gedanken des Beters geläutert und er beginnt zumindest zu ahnen, dass da vieles in ihm schlummert, was der Klärung bedarf. Darum mündet die Klage dann in die bewegenden Worte: „²³*Erforsche mich, Gott, und erkenne mein Herz; prüfe mich und erkenne, wie ich's meine ...*“

3.1.2.7 Beichte

Beichte ist die Eingangstür zur Buße. Man darf beide nicht verwechseln, denn Buße ist ein Lebensvollzug, nämlich die Abwendung von Gedanken, Worten und Werken, die dem Willen Gottes widersprechen. Beichte bedeutet, dass wir unsere Sünden zuerst einmal aussprechen, um uns daraufhin Vergebung zusprechen zu lassen. Das ist oft ein Geschehen zwischen einem Seelsorger und dem Beichtenden, in dem der Seelsorger die Beichte hört, die Sünden mit dem Beichtenden gemeinsam vor Gott bringt und ihm dann im Namen Gottes Vergebung zuspricht.

Die Beichte ist es wert, im evangelischen Raum wiederentdeckt und geübt zu werden, aber hier kann es nur um das Beichtgebet gehen. Das Beichtgebet ist dadurch gekennzeichnet, dass die Benennung der konkreten Sünden nicht vor Menschen, sondern vor Gott geschieht². Darum ist das gemeinsame Beichtgebet im Gottesdienst allgemein gehalten, weswegen man es in der Liturgie die „Offene Schuld“ nennt. Prototyp der offenen Schuld ist Luthers Beichtgebet: „Allmächtiger Gott, barmherziger Vater, / ich armer, elender, sündiger Mensch / bekenne dir alle meine Sünde und Missetat, / die ich begangen mit Gedanken, Worten und Werken, / womit ich dich jemals erzürnt und deine Strafe / zeitlich und ewiglich verdient habe. / Sie sind mir aber alle herzlich leid / und reuen mich sehr, / und ich bitte dich um deiner grundlosen Barmherzigkeit / und um des unschuldigen, bitteren Leidens und Sterbens / deines lieben Sohnes Jesus Christus willen, / du wollest mir armem sündhaftem Menschen / gnädig und barmherzig sein, / mir alle meine Sünden vergeben / und zu meiner Besserung deines Geistes Kraft verleihen. / Amen.“

Dieses Gebet kann mehrfache Funktionen haben. Zum einen erinnert es durch sein bloßes Vorkommen im Gottesdienst daran, dass wir Sünder sind und der Vergebung bedürfen. Zum anderen können wir es uns mit unserem in dem Moment vielleicht nicht konkret gefüllten, aber doch ehrlich eingestandenen Wissen um unser Versagen vor Gott und Menschen füllen. Schließlich kann auch das Beichtgebet wie das Vaterunser-Gebet als Vorlage für das persönliche Beichtgebet dienen, durch die wir uns an die konkreten Sünden heranführen lassen.

² In unseren Weiestunden gibt es die Benennung von Schuld und die gegenseitige Bitte um Vergebung. Das ist ein hohes Gut, aber nicht zu verwechseln mit der Beichte.

Natürlich liegt im allgemeinen Beichtgebet immer auch die Gefahr der Gewöhnung, so dass wir die Sünde, für die wir um Vergebung bitten, gar nicht mehr ernst nehmen. Wir kennen die Floskel im Rahmen von Verabschiedungen aus Ämtern und Positionen: „Falls ich irgendjemandem Unrecht getan haben sollte, tut es mir leid.“ Da spürt man genau, dass keine wirkliche Einsicht dahintersteht, und so kann es auch im routinierten Beichtgebet gegenüber Gott sein. Aber auch hier macht der Missbrauch den Gebrauch nicht schlecht.

Die Benennung konkreter Sünde gehört in die Seelsore oder in das persönliche Gebet. So, wie zur Beichte, kann ich auch dazu nur ermutigen. Wer es mal probiert hat weiß, wie schwer es ist, aber auch welche Chancen es eröffnet, mal nicht nur in Gedanken einzustehen, dass wir wohl etwas nicht so ganz richtig gemacht haben, sondern die Worte auszusprechen: „Ich bin ein Dieb.“ Für viele war es die halbe Therapie, als sie sich beim Treffen der anonymen Alkoholiker vor die Gruppe stellten und für jedermann vernehmbar sagten: „Ich bin ein Alkoholiker.“ Für uns kann es ein echter Befreiungsschlag sein, zu formulieren: „Ich habe gegenüber dem Lars Misstrauen gesät und öffentlich eine Lüge über ihn verbreitet.“ Damit weicht die Lüge und eine Atmosphäre der Offenheit zwischen Gott und uns hält Einzug, aus der heraus wir dann auch die Vergebung glauben und annehmen können.

3.1.2.8 Gebet ohne Unterlass

Beten ohne Unterlass bezeichnet ein Leben in Zwiesprache mit Gott. Auch hierin ist das Hören grundlegend, denn Zwiesprache mit Gott heißt nicht in erster Linie, viele Worte zu machen, sondern sich von ihm leiten zu lassen. Die Erde zieht uns nach unten und der Alltag fesselt unsere Gedanken. Ehe wir uns versehen, agieren und reagieren wir dann so, als ob es nur uns, unsere Weisheit und unseren Blick auf die Welt gäbe. So soll es nicht sein, und darum ruft Paulus in 1. Thessalonicher 5,17 zum Gebet ohne Unterlass auf. Weit öfter noch sagt er aber von sich selbst, dass er es praktiziert. Wobei dieser Ausdruck schon wieder missverständlich ist, weil es ja eigentlich weniger um etwas geht, was man tut, sondern um eine innere Haltung, eine Ausrichtung auf Gott.

Wie es immer ist, wenn wir auf Gott ausgerichtet sind, entfremdet uns das nicht der Welt, sondern verweist uns an die Welt. Nicht umsonst hat uns Gott zwei Ohren gegeben. So können wir ein Ohr immer bei der Welt haben, mit all ihren Nöten und Schwierigkeiten, und ein Ohr beim Herrn. Mit einem Ohr bei Gott, lerne ich nach und nach, die Dinge aus Gottes Sicht zu sehen und nicht aus der Sicht „meines“ Glaubens und meiner Erkenntnisse. Mit einem Ohr bei Gott weicht die Unnachgiebigkeit. Statt gleich den Bruder mit meinen Erkenntnissen zu überfallen, wende ich mich zunächst nach oben und sage zum Herrn: „So also sehen die Geschwister das. Das ist ja interessant. Was meinst du denn dazu?“

Das unablässige Gebet lebt davon, dass wir immer wieder Zeiten der ausschließlichen Hinwendung zu Gott haben. Wie bei einer Brücke sind die Gebetszeiten die Pfeiler, von denen die dauernde Verbundenheit mit Gott getragen wird.



3.1.3 Allein und gemeinsam

Wie jeder von uns, brauchst auch du die intime Zweisamkeit mit Gott, in der es nichts und niemanden gibt als den himmlischen Vater und dich. Und es ist wunderbar, dass wir immer und überall beten können, weil wir dazu nicht auf einen Vorbeter oder die Gemeinde angewiesen sind. Ich kann im individuellen Gebet ganz bei den Themen bleiben, die mich bewegen und die sich aus dem Hören auf Gott für mich und mein Leben ergeben. Das ist wunderbar und unverzichtbar.

Unverzichtbar ist aber auch das gemeinsame Gebet in der Gruppe, in der Gemeinde und darüber hinaus. Das, was wir als Gebetsgemeinschaft bezeichnen ist eine Spezialform des gemeinsamen Gebets, und ich werde das Thema unter 4.2.1 aufgreifen. Gemeinsames Gebet beginnt aber nicht erst da, wo sich alle oder mehrere der Anwesenden aktiv und für alle hörbar daran beteiligen. Es kann sein, dass wir alle innerlich in das Gebet eines Liturgen oder des Leiters der Jugendstunde einstimmen und allenfalls am Ende laut Amen sagen. Am anderen Ende der Skala steht, dass alle Anwesenden laut und gleichzeitig ihr eigenes Gebet sprechen. Das ist ein ziemliches Durcheinander und wird darum meistens spontan auf die charismatische Bewegung zurückgeführt. Tatsächlich gibt es das aber bereits in der alten Kirche und ist eine Spezialform des Chorgebets. Zwischen diesen beiden Polen gibt es unendlich viele Varianten. Vielleicht lesen drei Personen ihre vorbereiteten Gebete vor oder wir sprechen miteinander das Vaterunser. Im Kloster beten alle Mönche gemeinsam das jeweilige Tagzeitengebet oder wir beten in der Gemeinschaft miteinander einen Psalm. Vielleicht haben wir eine Zeit des stillen, hörenden Gebets oder sammeln uns in zufälligen Gruppen an Gebetsstationen im Rahmen einer Thomasmesse – oder eines SOS-Kongresses.

Das gemeinsame Gebet muss gar nicht theologisch legitimiert oder problematisiert werden. Beten ist ein zentrales Element des Christseins und Christsein vollzieht sich immer in der Gemeinschaft der Heiligen. Es wäre absurd, ausgerechnet das Gebet von der Gemeinschaft abzukoppeln. Darum wird es meines Wissens im Neuen Testament auch nicht gefordert, sondern als Selbstverständlichkeit vorausgesetzt. Jesus hat mit den Jüngern in großer Selbstverständlichkeit die jüdische Gewohnheit des gemeinsamen Betens fortgeführt. Das Vaterunser ist uns als Gemeinschaft gegeben („so sollt ihr beten“) und im Plural formuliert („Unser Vater im Himmel ...“). Kein Wunder, dass wir die ersten Christen ständig beim Gebet finden.

Darüber hinaus erschließt sich leicht, welchen Gewinn wir vom gemeinsamen Gebet haben. Wir teilen darin unseren Glauben und unser Vertrauen in Gott, was beides wiederum stärkt. Im Gebet erfahren wir gemeinsame Ausrichtung auf Gott, Korrektur und Ermutigung. Darum lebt gerade das Miteinander in der Gruppe und im Leitungsteam stark vom gemeinsamen Gebet. Das Gebet mit Christen anderer Gemeinden weitet unseren Blick für deren Art, Gemeinschaft mit Gott zu leben, und vereint uns in aller Unterschiedlichkeit vor dem Thron unseres gemeinsamen Herrn. Francis Clark, der Gründer der EC-Bewegung, hielt die Allianzgebetswoche darum für den wichtigsten Termin des Jahres.

3.1.4 Vorformuliert und frei

Ursprünglich hat man in der Kirche überwiegend vorgegebene Gebete gesprochen. So hat man es zunächst aus dem Judentum übernommen und später für alle denkbaren Anlässe, Tagzeiten, Jahreszeiten, Gottesdienste, Kasualien und Feste Gebete formuliert. Bis heute ist das frei formulierte Gebet in der weltweiten Kirche die Ausnahme, jedenfalls für das gemein-



same Beten. Still für sich haben vermutlich Gläubige zu allen Zeiten mit eigenen Worten zu Gott geschrien oder ihm gedankt, wengleich es auch für das persönliche Gebet immer Vorlagen gab und gibt.

Auch wenn oder gerade weil es in unseren Kreisen wenig üblich ist, lade ich ein, für das öffentliche Gebet ausgeschriebene Gebete zu entdecken und zu nutzen. Diese sind in aller Regel gehaltvoller und nehmen uns auf vielfältigere Weise in das Gespräch mit Gott hinein als die selbst formulierten. Diese sind zwar im Prinzip offen für das Reagieren auf einen Impuls Gottes, in aller Regel speisen sie sich aber doch aus dem Fundus der Gedanken des Beters, der letztlich sehr viel begrenzter ist und darum weniger Gehalt bietet als die Fülle der formulierten Gebete. Bedacht werden muss auch, dass Gebete vor einer Gemeindeversammlung etwas anderes sind als öffentlich gemachte Gespräche des Einzelnen mit Gott. „Ich bitte dich, dass du echt jetzt uns dich – also deine Gegenwart – also dass wir dich richtig spüren und laden dich ein in unsere Mitte.“ Nicht, dass Gott dieses Gebet nicht verstehen würde, aber ich als Gottesdienstteilnehmer komme nicht mit. Wieso „ich“? Wenn er für mich mit beten wollte, müsste er „wir“ sagen. Außerdem bin ich der Meinung, dass Gott längst da ist und nicht eingeladen werden muss, und mir ist es vielleicht gar nicht so wichtig, Gott zu spüren. Ich fühle mich da peinlich berührt. Wenige Menschen haben tatsächlich die Gabe, vor der Gemeinde frei und persönlich so zu beten, dass man sich als Gottesdienstbesucher hineingenommen fühlt und von Herzen einstimmen kann. Von ihnen lasse ich mich gerne im Gebet leiten! Aber es sind wenige.

Auch für die persönliche Stille sind vorformulierte Gebete nicht zu verachten! Da können sie insofern besonders hilfreich sein, als man das Tempo des Betens selbst bestimmen und bei einzelnen Zeilen verweilen oder auch von ihnen zum freien Gebet abspringen kann. Letzteres wird und soll aber trotz der Werbung für das formulierte Gebet in der Regel bei uns in der persönlichen Stille auch den breitesten Raum einnehmen. Das geht ja gar nicht anders. Die unablässige Zwiesprache mit dem Herrn vollzieht sich wortlos oder in Worten, die die Situation, unsere Gedanken und Gefühle hervorbringen. Auch wenn ich meiner Frau gelegentlich gerne etwas vorlese, ist doch klar, dass wir normalerweise frei austauschen, wie es uns ums Herz ist. Das gilt sowohl für die beiläufige Unterhaltung beim Spaziergehen als auch für die „angesetzte“ Besprechung zur Urlaubsplanung. Wie sollte es bei Gott anders sein, als dass wir im Zweiergespräch nur selten auf Bücher zurückgreifen. Obwohl, es gibt ja auch Dichterehepaare ...

3.2 So sieht's aus – aktuelle Trends des Gebetes

3.2.1 Gebetsgemeinschaft in der Krise

Mit Gebetsgemeinschaft bezeichne ich hier die Spezialform des gemeinsamen Gebets, in der alle Anwesenden eingeladen sind, sich eigenständig zum selbst gewählten Zeitpunkt mit frei gesprochenen Gebeten in den Gebetsprozess einzubringen. Dieser kann durch Einteilung in Gebetsphasen strukturiert und durch Vorgabe von Schwerpunktthemen gelenkt werden. Die Gebetsgemeinschaft ist als genuiner Ausdruck des Priestertums aller Glaubenden auf dem Boden der reformatorischen Kirchen geboren und insbesondere im Bereich des Pietismus aufgenommen worden. War sie weltweit gesehen in der Christenheit zunächst eine Randerscheinung, wird sie heute in weiten Teilen der schnell wachsenden evangelikalen Weltgemeinschaft gepflegt.



Die EC-Bewegung ist seit ihrer Entstehung bis heute ohne Gebetsgemeinschaft nicht zu denken, und das ist kein Zufall. In einer Jugendarbeit, die von jungen Leuten selbst gestaltet wird und in der sie ein hohes Maß an Verantwortung tragen, die vom Wesen her christuszentriert und gemeinschaftsorientiert ist, kommt man fast zwangsläufig an den Punkt, dass man als Gemeinschaft miteinander vor Gott tritt. So ist es bis heute. Jedenfalls hat eine kleine Umfrage unter EC-Referentinnen und Referenten ergeben, dass es viele Jugendarbeiten gibt, „in denen kräftig und auch persönlich gebetet wird. Manche Kreise haben noch vor Beginn des Kreises ein Gebetstreffen für den Abend“³.

Gleichzeitig beobachten wir aber auch einen schmerzlichen Abbruch beim gemeinsamen Gebet. „Das freie Gebet befindet sich in vielen unserer Kreise auf dem Rückgang. Gebetsgemeinschaft unter selbstverständlicher Beteiligung aller gibt es an vielen Orten nicht mehr.“ Das gilt nicht nur für die Jugendarbeit, sondern wir merken „auch immer wieder bei ‚gestandenen‘ Christen, dass es ihnen schwerfällt, öffentlich zu beten“. Von dieser Entwicklung ist der EC nicht ausgenommen. „Die jungen Menschen trauen sich nicht mehr zu beten und kennen es nicht, ihre Wünsche, Gedanken, Bitten und Hoffnungen laut zu formulieren. Auch in den Teenkreisen und in der Jungschar hat das Gebet, auch von Seiten der Mitarbeiter, keinen hohen Stellenwert mehr (leider), wobei ich erlebt habe, dass gerade Kinder eine sehr einfache und ehrliche Art haben zu beten und dem Ganzen noch viel mehr abgewinnen können als Jugendliche.“ Wo es Gebetsgemeinschaften gibt, sind diese oft „ein Abhaken von den gesammelten Gebetsanliegen im Kreis und nicht so, dass ich es als ‚lebendig‘ bezeichnen würde“. „Es wirkt oft etwas aufgesetzt. ‚Man muss ja noch kurz beten.‘“ Mit diesen und anderen Worten wird vielfach zurückgemeldet, dass Jugendliche beim lauten Beten in der Gruppe sehr zurückhaltend geworden sind.

Diese Einschätzung ist natürlich nicht statistisch abgesichert, aber sie gründet sich auf vielfache Beobachtungen. Das Gespräch in der Vertreterversammlung und in anderen Gremien wird weitere, teils vielleicht gegensätzliche Aspekte hervorbringen. Wenn sich ein quantitativer und qualitativer Rückgang der regelmäßigen Gebetsgemeinschaften in den örtlichen Arbeiten gleichwohl als Trend bestätigen wird, bedeutet das allerdings nicht zwangsläufig, dass nicht mehr gebetet wird, sondern es weist vielleicht eher auf eine Verlagerung hin.

3.2.2 Gebet wird eventisiert

Seit vielen Jahren schon hat die ökumenische Kommunität Taizé einen nicht ablassenden Zulauf auch und gerade junger Menschen, die dort in besonderer Weise das Gebet suchen. „Wir Brüder sind immer wieder beeindruckt, wie lange Jugendliche in der Kirche verweilen, sei es in Stille oder getragen von den meditativen Gesängen. Sie sind manchmal selbst überrascht. Wenn wir am Ende einer Woche fragen, was die Einzelnen am meisten berührt hat, kommt die Antwort vielfach ohne Zögern: „Das Gebet!“ Viele sprechen mit Begeisterung über das Gebet, obwohl sie noch keine lange Erfahrung damit zu haben scheinen! Das ist sehr beeindruckend.“⁴

³ Hier und im Folgenden stammen nicht gekennzeichnete Zitate aus Rückmeldungen der besagten Umfrage. Der originale Wortlaut ist nur da etwas verändert, wo er, bedingt durch das Medium E-Mail und die lockere Form unserer Kommunikation, in einem öffentlichen Text nicht gut verständlich war. Aus diesem Grund habe ich die Namen der Schreiber nicht genannt. Vielen Dank denen, die etwas geschickt haben!

⁴ „Das Gebet Jugendlicher in Taizé“ Gedanken eines Bruders der Kommunität. Gefunden auf der HP der Kommunität http://www.taize.fr/de_article6320.html im Dezember 2010

Wahrscheinlich begeben sich nur wenige ECler mal in den Dunstkreis von Taizé, aber der Zulauf dort an dafür geschaffenen Orten und in vorbereiteten Formen zeigt eine Freude am Gebet, die auch in unseren Kreisen zu beobachten ist. Bei einem breiten Spektrum der Beobachtungen zieht sich die Einschätzung, dass sich das Gebet stark auf Gebetsevents verlagert, als roter Faden durch die Rückmeldungen. „Ich beobachte eine Art ‚Eventisierung‘ des Gebets: 24/7-Wochen, TeenPrayerCongress ..., dort wird gebetet! In den normalen Kreisen eher weniger.“ Von daher legt sich die Deutung nahe, dass das treue Gebet in der Gruppe durch große Events verdrängt wurde. „Überspitzt gesagt braucht es inzwischen eine Art Happening als Anreiz zum Gebet.“ Allerdings kann man die Entwicklung auch positiv so deuten, dass der bedauerliche Rückgang der Gebetsgemeinschaft vor Ort dankenswerterweise durch große Gebetsevents zumindest teilweise abgefangen und ausgeglichen wird. Vermutlich liegt die Wahrheit in der Mitte, aber ich möchte nicht die Stimmen ungehört lassen, die sagen, dass von den Gebetskongressen belebende Impulse für das Gebet der Einzelnen und in den Gruppen ausgehen. „Gerade 24/7-prayer hat eine sehr positive Ausstrahlung/-wirkung; da passiert sehr viel.“

Der besondere Charme des 24/7-Gebets liegt meiner Ansicht nach darin, dass es als großes, inspirierendes Event gehalten werden kann, dass es sich aber ebenso an eine andere Veranstaltung andocken lässt und auch in kleinem Rahmen vor Ort gemacht werden kann. Ganz ohne Aufwand ist auch das nicht und es bleibt ein Einzelereignis, ist aber als lokales Projekt nah am Alltag der Jugendlichen und kann unmittelbarer in die laufende örtliche Arbeit hineinwirken als die Massenereignisse anderswo.

Neben örtlichen 24/7-Gebeten werden vor Ort andere kleine Events geschaffen. Da gibt es die Wiederbelebung des alten Gebetsfrühstücks, meistens zu eigentlich vollkommen jugendunkompatiblen aber dadurch anscheinend wieder kultigen Uhrzeiten am ganz frühen Morgen. Neben spezielle Zeiten treten spezielle Orte – pardon, Locations. Zum Teil, um räumliche Nähe zu den Bereichen zu haben, für die man betet: Gebet im Rathaus für die Politik, im Foyer der Industrie- und Handelskammer für die Wirtschaft. Zum Teil, um den Kontakt zu Gott im Gebet mit dem Kontakt zu den Menschen zu verbinden: Gebet auf Straßen und Plätzen, in der Straßenbahn, in Kneipen.

3.2.3 Gebet wird spezialisiert

Mit der Eventisierung des Gebets geht oft eine Spezialisierung einher. Das regelmäßige Gebet in der Gemeinde oder in der Jugendgruppe ist grundsätzlich offen für alle Themen und Anliegen, die auf der Hand liegen, die einzelne Beteiligte bewegen oder die im Hören empfangen wurden. So ist es und so muss es sein. Thematische Vorgaben wären auch insofern kontraproduktiv, als das Gebet in der Gruppe ja zunächst seinen Eigenwert als zweckfreies und ergebnisoffenes Sich-Sammeln vor dem Thron Gottes hat.

Gebetsaktionen dagegen brauchen in der Regel ein Thema. Selbst die Allianzgebetswoche hat zumindest einen thematischen roten Faden, der den Tagen eine schlüssige Ausrichtung gibt. Die meisten Gebetsaktionen und –initiativen sind überhaupt erst aus einem thematischen Anliegen heraus begründet worden. Man betet für ein bestimmtes Land, für die Politik, für Kinder, Familien, Schulen, Frauen, Männer, Geschäftsleute, Künstler usw. Nicht immer, aber meistens steht die Zielgruppe in wechselseitiger Beziehung zu einem definierten Gebetsbereich: Mütter beten für die Schulen ihrer Kinder, Geschäftsleute beten für die Wirtschaft, Politiker beten für Politik.

Anders ist es beim 24/7-Gebet, das offen ist für alle Anliegen. Teils werden solche tagesaktuell erhoben und den Teilnehmern angeboten, überwiegend wird aber gebetet, was sich dem Einzelnen aufs Herz legt. Wie für alle Gebetsevents gilt allerdings auch hier, dass sie nicht den Rahmen für die kontinuierliche, unermüdliche Fürbitte geben können. Dafür ist die örtliche Gruppe unverzichtbar.

3.3 So kann es weitergehen

3.3.1 Just do it!

Ich stehe den Gebetsevents und -initiativen sehr positiv gegenüber und neige zu der Ansicht, dass ihr Wegfallen das kontinuierliche Gebet vor Ort nicht beflügeln, sondern eher weiter lähmen würde. Gleichzeitig dürfen wir, so meine ich, das Abbröckeln des Gebets vor Ort und im Speziellen der Gebetsgemeinschaften in unseren Kreisen nicht einfach hinnehmen. Ich sehe nicht, dass einer der Gründe weggefallen wäre, der die Gebetsgemeinschaft für unsere Arbeit eigentlich unabdingbar macht⁵. Und es könnte, nein, es kann so schön sein! Was gibt es denn Schöneres, als wenn wir zusammenkommen und nichts zu tun, zu regeln, zu reden und zu organisieren haben, sondern einfach nur still werden und uns vor Gott versammeln? Welches Potential, welcher Segen, welcher Gewinn auch für den Einzelnen!

Es ist eigentlich auch nicht sehr kompliziert und die Wiederbelebung des Gebets braucht keine Strategie, sondern Gebet läuft, wo einige einfach (wieder) damit anfangen. Ein ermutigender Bericht kommt aus Iggelheim: „In unserer Gemeinde ... sind kleine Gebetszellen entstanden. Angefangen hat es mit drei Leuten, die sich vor ca. einem Jahr einmal pro Woche für eine Stunde "nur" zum Beten getroffen haben (also auch fast kein Austausch vorher, sondern direkt losbeten). Im Erwachsenenbereich hat das Kreise gezogen und bei einigen vom Jugendkreis, so dass daraus mittlerweile 7 oder mehr kleine Gebetskreise von jeweils 2-3 Leuten entstanden sind, die sich ebenfalls einmal die Woche für eine Stunde zum Beten treffen. Alles nicht forciert, sondern nur dadurch, dass die drei hier und da mal davon erzählt haben, wie gut die Zeit tut. Und natürlich haben sie dafür gebetet, dass es Kreise zieht.“ So geht es!

In einem unserer LVs steht am Ende guter Beratungen zu dem Thema eine Erkenntnis, die so altbekannt scheint und doch immer wieder neu geschenkt werden muss: „Wenn wir uns wünschen, dass junge Menschen im EC beginnen zu beten, dann müssen wir als Vorbilder und Initiatoren selbst wahre BETER sein. D.h.: Wir müssen das Gebet vorleben und selbstverständlich in unseren Alltag mit den jungen Menschen einbauen... Nur so spüren sie, denke ich, die Wichtigkeit und die Kraft des Gebets. Wir sollten schon früh anfangen, in der Kinder- und Jungschararbeit die Kinder zum Gebet zu ermutigen, damit diese die Beter von morgen werden.“ Yes!

Viele Jugendliche müssen wir überhaupt erst an das Gebet heranzuführen. Dazu hat man in Martinshagen bei Kassel gute Erfahrungen mit einem „Gebetslabor“ gemacht, das drei- oder viermal pro Jahr im Jugendkreis, im Teenkreis und in der Konfigruppe aufgebaut wird. „Dort wurden unterschiedliche Gebetsformen und Aspekte beleuchtet und man konnte Beten ganz neu, kreativ, laut und leise ausprobieren. Die nicht beten wollten konnten sich einfach Berichte und Geschichten über Gebetserhörungen durchlesen. Bei den Jugendlichen kam das wirklich sehr gut an. Viele, die sonst laut und unruhig sind, waren dort ruhig und berührt

⁵ 4.2.1 zweiter Absatz



von den Erfahrungen, die sie da im Gebet und mit Gott gemacht haben.“ Das ist alles nicht ganz neu (uns jedenfalls, den Jugendlichen oftmals doch), und wir kennen viele andere kreative Möglichkeiten. Man muss es nur wollen und man muss es tun.

Auch um Jugendlichen die gute alte Gebetsgemeinschaft bekannt und lieb zu machen, gibt es einfache Hilfen und Möglichkeiten. Was sie daran hindert sich einzubringen, ist oftmals die Sorge, nicht an die flüssigen Formulierungen der alten Hasen heranzureichen, und darum schweigen sie lieber ganz. Da ist das Popcorn-Gebet eine Hilfe, bei dem jeder jeweils nur einen Satz oder ein Stichwort einwirft, was ihm das Formulieren von Eröffnung und Schluss eines „richtigen“ Gebets erspart. Eine andere Möglichkeit und für viele die Vorstufe zum freien Gebet ist es, Zettel mit Gebeten oder Bibelversen auszuteilen, die dann als Beitrag zur Gebetsgemeinschaft gelesen werden können. Sehr empfehlen kann ich auch das Vaterunser-Gebet. Dabei werden die einzelnen Sätze des Vaterunsers miteinander gebetet, aber so, dass nach jedem Satz eine Pause von mehreren Minuten gemacht wird. In dieser Zeit kann jeder in der Stille in die darin geöffnete Richtung weiterbeten. Oder es gibt in der Gruppe oder in Bienenkörben jeweils eine Gebetsgemeinschaft zu diesem Bereich.

Aus Hannover erreicht mich folgende Idee, auf die man gekommen ist, nachdem die Gebetsgemeinschaften nicht mehr so gut gelaufen waren („wenig Beteiligung, immer gleiche Floskeln...“): „Nach der thematischen Arbeit bringen alle ungezwungen ihre momentane Gefühlslage und Situation (Arbeit, Schule, Freunde, Beziehung, Gesundheit, Familie..., was eben so anfällt) zum Ausdruck. Im Anschluss an diese ‚Runde‘ beten dann alle bewusst gemeinsam das Vaterunser und legen alles Ausgesprochene und Unausgesprochene hinein.“ Ich finde es eine spannende Variante, dass alle Jugendlichen vor Gott und der Gruppe aussprechen, was sie bewegt. Was ist das anderes als Gebet? Ich vermute, dass daraus irgendwann von allein wieder Dank, Bitte und Fürbitte erwachsen. Vielleicht helfen hier auch die Ausführungen unter 3.1.2.1.

Ohne Frage ist das Einüben der eigentliche Schlüssel zum Gebet. Flankierend ist es aber auch wichtig, immer wieder über Gebet auch zu lehren und zu sprechen und dabei auch falsche Vorstellungen vom Gebet zu überwinden. „Ich habe das Gefühl, mein Gebet geht nicht weiter als zur Zimmerdecke.“ So empfinden es viele und ziehen daraus den Schluss, dass das Gebet entweder keinen Sinn hat oder zumindest bei ihnen nicht funktioniert. Dahinter steht die falsche Meinung und Erwartung, dass uns das Gebet in andere Dimensionen heben soll. Aber dafür ist es nicht da, sondern dafür, dass wir Gottes leise Stimme hören und dass er die leise Stimme unseres Herzens hört. Unser Gebet soll gar nicht weiter gehen als bis zur Zimmerdecke, denn Jesus, zu dem wir beten, ist ja hier bei mir im Raum – was soll also mein Gebet da draußen?

3.3.2 Gebet als Zugangsweg zu Nichtchristen

Auf einem traditionellen Jahrmarkt entdeckte ich an einem Stand die dort zum Verkauf stehenden „Flying Wish Paper“, die fliegenden - ach was sage ich? - die „Magischen Wunschzettel“⁶. Das Ganze funktioniert so, dass man einen Wunsch auf ein spezielles Papier schreibt, dieses anzündet und dadurch entschweben lässt. Der dem Wind oder dem Kosmos oder wem auch immer anvertraute Wunsch geht dann in Erfüllung. Gebet für Atheisten. Sehr praktisch! Was mich daran aber wirklich interessiert ist die Tatsache, dass diese Glücksbringer wirklich gekauft werden und dass ja sicher nicht von Christen, sondern von Menschen, die Gott ablehnen oder nicht wissen, dass es ihn gibt, oder denen niemand gesagt hat, dass man mit ihm sprechen kann. Auch bei ihnen ist offensichtlich die Sehnsucht da, das, was sie tief im Herzen bewegt, nicht nur der besten Freundin zu erzählen, sondern es mit einem kosmischen Gegenüber zu teilen.

Das korrespondiert mit meiner und vieler anderer Leute Erfahrung, dass eigentlich alle Menschen schon mal gebetet haben und dass es die allermeisten nicht ablehnen, sondern dass es sie freut, wenn man mit ihnen oder für sie betet. Neuerlich bestätigt die Greifswalder Untersuchung „Wie finden Erwachsene zum Glauben“, dass Beten einer der wichtigsten Anknüpfungspunkte auf dem Weg zum Glauben ist. Von daher bewegt mich seit längerem die Frage, ob wir diesen Anknüpfungspunkt nicht auch in der Jugendarbeit viel stärker nutzen können. Kann man wie Glaubenskurse auch Gebetskurse anbieten? Ich würde gerne darüber ins Gespräch kommen.

„Ich bin Gott so ferne, dass ich ihn nicht einmal beim Gebet spüre. Ja, manchmal, wenn ich den Namen Gottes ausspreche, will ich in ein Nichts versinken. Das ist nicht etwa schrecklich oder schwindelerregend, es ist gar nichts - und das ist noch viel entsetzlicher. Dagegen hilft nur das Gebet, und wenn in mir noch so viele Teufel rasen, ich will mich an das Seil klammern, das mir Gott in Jesus Christus zugeworfen hat, auch wenn ich es nicht mehr in meinen erstarrten Händen fühle.“

Sophie Scholl 1942 in einem Brief an ihren Verlobten Fritz Hartnagel

⁶ Falls es jemanden interessiert: <http://www.flyingwishpaper.de/> mit genauen Anleitungen zum Verfahren

4 Gemeinde für junge Christen

Die vielleicht herausforderndste Infragestellung der EC-Arbeit besteht für mich darin, dass so viele unserer Jugendlichen, auch unserer eifrigsten Mitarbeiter, nach ihrem Abschied aus der Jugendarbeit keinen Gemeindeanschluss finden. In vielen Fällen ist das ein Bruch gegenüber ihrem „Vorleben“ als Jugendliche. In vielen Fällen ist es aber die Fortsetzung eines gemeindelosen Zustandes, der durch die Zugehörigkeit zur EC-Jugendarbeit überdeckt und teilweise (!) ausgeglichen wurde. Mit der echt.-Schiene machen wir gute Angebote für Junge Erwachsene, mit denen wir die fehlende Gemeindeintegration aber nicht lösen, sondern nur um einige Jahre hinauschieben. Die Gründe dafür sind vielfältig und sie sind hinreichend beschrieben. Sie haben zum Teil etwas damit zu tun, wie wir Jugendarbeit machen, zum Teil sind es Dynamiken der postmodernen Milieus, gegen die wir nicht ankommen. Ein entscheidender Faktor in dem Ursachenspektrum ist aber sicherlich, dass es zu wenige Gemeinden gibt, die für Junge Christen attraktiv scheinen. Das nehme ich zum Anlass für einige Gedanken dazu, wie Gemeinden sein müssen, um jungen Leuten eine Heimat zu bieten, in der ihr geistliches Wachstum fortschreiten und zu einem erwachsenen Glauben führen kann.⁷

Fragt man, wen genau wir mit „Jungen Leuten“ meinen, lässt sich diese Gruppe altersmäßig nach unten relativ klar abgrenzen. Die Jugend beginnt mit dem Eintritt in die Pubertät also mit dem 12. oder 13. Lebensjahr. Die Abgrenzung nach oben ist ungleich schwieriger und nicht mehr altersmäßig, sondern nur nach soziologischen Kriterien möglich. Es ist die Zeit, in der Menschen jeweils ihre postadoleszente Lebensform (s.u.) verlassen und „erwachsen“ werden.

Im Folgenden möchte ich zunächst beschreiben, was für Jugendliche und Junge Erwachsene gleichermaßen wichtig ist, und dann spezifizieren, was meines Erachtens zusätzlich oder in besonderem Maße für Junge Erwachsene gilt. Gerade für Letzteres verdanke ich wichtige Anregungen Samuel Lorch, der in seiner Abschlussarbeit an der Ev. Hochschule Ludwigsburg wesentliche Gedanken dazu entfaltet hat. Ich habe Zitate sowie Fundstellen sorgfältig gekennzeichnet und darüber hinaus vom Autor, die Erlaubnis eingeholt, seine Gedanken zu verwerten. Insofern sind an dieser Stelle keine zu-Guttenberg'schen Verwicklungen zu erwarten.⁸

4.1 Gemeinde mit dem Willen zum Kind

Mit der Geburt des ersten Kindes beginnt für die Eltern ein neues Leben. Nichts ist mehr, wie es mal war: Man schläft nachts nicht mehr durch und kann abends kaum noch ausgehen. Die Wohnung sieht aus wie nach einem Einbruch und das Auto ist voller Krümel. Wir stolpern über Windeleimer und sind ständig pleite. Es wird nicht besser, wenn die Kinder älter werden. Im Gegenteil: Die Sorgen werden größer, die Auseinandersetzungen kräftezehrender und die Kosten explodieren. Und es ist wunderbar! Nichts kann sich damit messen, kleine und große Kinder zu haben! Aber es gibt sie eben nur in dem Gesamtpaket, das ich nur scheinbar zu drastisch geschildert habe. Man kann nicht weiterleben wollen wie immer und das bequeme Leben einfach mit Kindern wie mit einem drolligen Accessoire verziern. Nein, wer Kinder will muss bereit sein, das bequeme und ungestörte Leben dranzugeben.

⁷ Siehe dazu auch im Bundespfarrerbericht 2008 die Anlage 2 „Gemeinde für morgen“. Dieser Artikel kann unter bundespfarrer@ec-jugend.de angefordert werden.

⁸ Samuel Lorch: Und wohin gehen wir Sonntag? Chancen und Möglichkeiten der geistlichen Beheimatung. Bachelorarbeit an der Ev. Hochschule Ludwigsburg



Dass Gemeinden für Jugendliche zumeist wenig attraktiv sind liegt daran, dass ihnen der Wille zum Kind fehlt. Klar wollen wir Kinder und Jugendliche. Aber sie sollen keinen Krach machen, keinen Dreck und nichts kosten. Man stellt sich vor, dass sie sich artig in den Gottesdienst setzen, diesen ab und an mit einem Liedvortrag bereichern, ansonsten aber nicht auffallen. Es gibt natürlich ein Kinderzimmer. Den Jugendraum. Unten im Keller. Neben den Toiletten. Aber so geht das nicht! Eine Gemeinde, die Kinder haben will, muss bereit sein, alle Bequemlichkeit fahren zu lassen. Jugendliche sind nervig! Sie drecken das Haus voll, machen grauenvolle Musik, wollen ständig Geld für irgendwelche Anschaffungen, lassen die Heizung auf 5 stehen und das Fenster offen. Wenn man sie lässt, bleiben sie nicht in ihrem Zimmer, sondern breiten sich im Haus aus. Ihre Gitarren stehen im ganzen Gottesdienstraum rum und ihre Jacken sind auf dem Boden verteilt. Und klar: Sie sind die Checker! Sie haben's drauf und kennen sich aus. Als Pubertierende lassen sie uns spüren, wie beschränkt wir Älteren sind, und erklären uns die Welt. Und sie sind klasse! Manchmal möchte man sie vom Kirchturm werfen, aber letztlich gibt es nichts Schöneres als eine Kirche, die von Jugendlichen verwüstet ist, und Veranstaltungen, in denen sie es krachen lassen. Aber das gibt es nur im Gesamtpaket. Das muss man wollen oder man soll aufhören zu jammern, dass es in der Gemeinde keine Jugendlichen gibt. Reinhold Krebs schreibt: „Von den jüngeren Mitgliedern einfach stillschweigend zu fordern, sie sollten sich den älteren anpassen, und das im Namen der Einheit der Gemeinde, wie sollen wir das nennen? Es ist kultureller Imperialismus und das Gegenteil der erbarmenden, hingehenden und der zu uns kommenden Liebe Gottes in Jesus Christus.“⁹

Eltern sind für ihre Kinder da und nicht umgekehrt. Sonst funktioniert Familie nicht. Geistliche Eltern sind für geistliche Kinder da. Sonst funktioniert Gemeinde nicht.

4.2 Gemeinde für Jugendliche

Gemeinde für Beziehungen

Jugendliche sind auf der Suche nach tragenden, wärmenden und identitätsstabilisierenden Beziehungen. Dabei muss die Möglichkeit der Abgrenzung ebenso gegeben sein wie das Angebot der liebevollen Einbindung.

Abgrenzung: Junge Menschen brauchen die Freiheit, innerhalb der Gemeinde eigene Beziehungsnetzwerke aufzubauen und zu leben, die der Kontrolle durch die Erwachsenen entzogen sind. Solche Netzwerke zu fördern oder die Möglichkeiten des Beziehungsaufbaus überhaupt erst zu initiieren, muss im ureigenen Interesse einer Gemeinde liegen. Sie sammelt damit bei jungen Menschen massig Pluspunkte, während diese ohne Kontakt zu Gleichaltrigen nicht lange in einer Gemeinde bleiben werden. Gerade hierin erweist sich das Modell der Jugendverbandsarbeit als absolut wegweisend. Die EC-Gruppe gibt den Jugendlichen dieses eigene Beziehungsnetzwerk und eine eigene, von der Gemeinde abgehobene Identität. Diese muss darum nicht mehr durch aktives Abgrenzungsverhalten gesucht werden, und die Jugendlichen können sich ohne Angst vor Vereinnahmung in die Gemeinde einbringen.

Vor diesem Hintergrund erscheint es geradezu widersinnig, wenn Pastoren oder Prediger Angst haben, eine ausgeprägte EC-Identität ihrer Jugend würde diese der Gemeinde ent-

⁹ BÜCHLE, Kristina/KREBS, Reinhold/NAGEL, Marc (HRSG.); Junge Gemeinden. Experiment oder Zukunftsmodell; Einsichten Ansichten Aussichten. 1. Aufl., Stuttgart 2009 („Büchle“), S.111

fremden. Das Gegenteil ist der Fall. „Ich will am Leben und Dienst meiner Gemeinschaft oder Gemeinde teilnehmen.“ Eine solche Erklärung von Loyalität und Dienstbereitschaft, wie sie das EC-Mitglied mit dem EC-Bekenntnis regelmäßig abgibt, hört ein Pastor wohl kaum je von einem anderen Jugendlichen seiner Gemeinde. „Aktive Beteiligung am Leben und Dienst der EC-Jugendarbeit und der Gemeinschaft bzw. Gemeinde“ konkretisiert unseren 2. Grundsatz, die „Verbindliche Zugehörigkeit zur örtlichen Gemeinde“. Mehr geht doch nicht, oder? Kein Wunder, denn nur eine eigene Identität wie der EC sie der Jugend anbietet, befreit zu dieser Loyalität gegenüber der Gemeinde. Darum, liebe Pastoren- und Predigerkollegen, liebe Vorstände und Älteste: Tun Sie Ihrer Gemeinde etwas Gutes und unterstützen Sie die Mitgliedschaftskampagne des EC, so gut Sie eben können. Leichter kommen Sie nicht an jugendliche Gemeindeglieder als auf diesem Weg. Werben Sie Fördermitglieder, denn wenn es dem EC gut geht, geht es auch der Gemeinde gut.

Einbindung: Jugendliche schätzen und suchen aber durchaus auch die Einbindung in eine Gemeinde und insbesondere die erlebte Gemeinschaft mit Menschen anderer Generationen. Viele suchen ausdrücklich geistliche Elternschaft, andere mehr den „Dunstkreis“ eines bewährten Glaubens¹⁰. Besonders nach einem Gemeindefwechsel ist es jungen Menschen wichtig, dass sie als „Neulinge“ im Gottesdienst wahrgenommen und angesprochen werden. Entscheidend dabei ist, dass die Ansprache wirklich aus einer echten und interessierten Wahrnehmung entspringt. Das zweite oder dritte Ansprechen eines vermeintlich Neuen dagegen enttarnt dieses als rein „taktische Maßnahme“.

Gemeinde für andere

Das Bestreben vieler Gemeinden, die sich als „lebendig“ oder „modern“ bezeichnen, ist darauf gerichtet, ein attraktives Programm zu bieten, das möglichst viele Menschen anspricht. Das entspricht der gesellschaftlichen Konsumkultur, und in der Tat kann man mit guter sonntäglicher „Unterhaltung“ junge wie alte Menschen eine Zeit lang an sich binden. Auf Dauer führt das aber zur physischen, psychischen und geistlichen Ermüdung der Akteure, während das Interesse der „Zuschauer“ irgendwann nachlässt. Zurück bleiben einige Konsumchristen und das Ganze endet in einer mühsam aufrechterhaltenen leeren Betriebsamkeit.

Dauerhaft werden sich nur da junge Christen wirklich einbringen und Heimat finden, wo sich eine Alternative zum reinen Konsum auftut. Kirche lebt in einer multioptionalen Welt nämlich von ihrem Alleinstellungsmerkmal, dass in ihr die Mission Gottes vorangetrieben wird, und das bedeutet, dass sie Kirche für andere ist. Eine Gemeinde darf ihre Existenz daher nicht mit sich selbst begründen, sondern mit ihrem Auftrag. Das Gemeindeleben braucht letztlich eine Vision, die über sich selbst hinausweist und eine Zielgruppe, die außerhalb der Kirchenmauern zu finden ist. Damit ist nicht gesagt, dass Jugendliche dann auch ihre Trägheit überwinden und sich an dieser Mission beteiligen. Aber diese Vision in der Gemeinde zu spüren, ist schon für ihre passive Beteiligung eine Voraussetzung.

¹⁰ Samuel Lorich: „Als viert wichtigstes Kriterium tritt die Altersheterogenität der Gemeinde in den Vordergrund mit 4,8 als Mittelwert. Das bedeutet, dass es den Studierenden überaus wichtig ist, dass eine Gemeinde sich aus Menschen aller Lebensphasen zusammensetzt und eine bunt gemischte Gemeinschaft ergibt.“ Insgesamt gab es in seiner Umfrage 17 verschiedene Kriterien, in denen sich die Befragten auf einer Skala von eins bis sechs positionieren mussten.

Gemeinde für Ästheten

Die jetzige Elterngeneration ist großenteils geprägt von einem alternativ-lässigen Kleidungsstil, und auch im Blick auf Gemeindehäuser und ihre Eingangsbereiche haben wir wenig ästhetische Ansprüche. Unter Theologen dieser Generation ist eine „unbürgerliche“ Kleidung fast ideologisch geboten. Aber auch unter anderen engagierten Christen gibt es einen Hang zur „uneitlen“ Bekleidung und unter vielen Hauptamtlichen hat sich eine „Glaubenswerk-Birkenstock-Schludrigkeit“ verfestigt.

Bei den jungen Leuten haben wir es aber mit einer sehr ästhetischen Generation zu tun. Sie stylen sich aufwändig, und auch junge Männer gehen nicht unfrisiert aus dem Haus. Handys und Smartphones müssen nicht nur funktionieren, sondern auch schick aussehen. Bei Autos zählt Design mindestens ebensoviel wie Leistung. Masterarbeiten mögen Rechtschreibfehler enthalten, aber sie sind in der Regel einwandfrei gesetzt und illustriert. Ursächlich dafür ist zum einen sicherlich die Abgrenzung von den Eltern und ihren Attitüden. Zugleich ist die technische Entwicklung so weit fortgeschritten, dass man Produkte kaum noch durch Leistung voneinander abgrenzen oder bewerben kann, sondern nur noch durch Design und Image.

Für uns bedeutet das, dass junge Leute auch von ihrer Gemeinde erwarten, dass sie „ästhetisch“ ist. Räume und Drucksachen müssen ansehnlich sein, Veranstaltungen gut durchgeplant und die Musik niveauvoll. Predigten müssen nicht nur durch Inhalt, sondern auch durch Aufbau, Illustration und einen gewissen Unterhaltungswert überzeugen. Hier besteht auch im Umfeld des Pietismus und der Gemeinschaftsbewegung teilweise großer Nachholbedarf. Der klassische Gottesdienst in einer alten Kirche hat zwar viele Besucher verloren, bietet aber für den Suchenden immerhin eine zwar alte, aber in sich schlüssige architektonische und oft auch rhetorische Ästhetik. Viele Gemeinschaftshäuser glänzen dagegen im wahrsten Sinne des Wortes noch immer mit einer Linoleum-Sterilität der sechziger Jahre oder mit Dekoelementen, die leicht als Restbestände der letzten drei Missionsbasare zu identifizieren sind. Zu vielen Predigten merkt man an, dass sie erst am Vorabend entstanden sind und dass eine schlechte Rhetorik nur unzureichend durch die Verwendung der eingeübten frommen Wendungen ersetzt wird. Ich weiß, dass es nicht überall so ist und dass man vielen Gemeinden und Predigern mit solchen wohlfeilen Verrissen Unrecht tut. Es bleibt aber die Herausforderung für Gemeinschaften und Gemeinden, an der Performance zu arbeiten, die für Junge Erwachsene eben nicht nur eitles Beiwerk ist, sondern die für sie zur glaubwürdigen Vermittlung des Inhalts gehört.

4.3 Gemeinde für Junge Erwachsene und Studenten

Nach einigen allgemeinen Hinweisen komme ich jetzt zu den Dingen, die für Jugendliche nur teilweise wichtig sind, für Junge Erwachsene aber von zentraler Bedeutung.

Vorab eine kleine Begriffsklärung „Junge Erwachsene“: Die Zeiten ändern sich. Bis zur jetzigen Großelterngeneration sprangen junge Menschen in der Regel aus der Kindheit ins Erwachsenenalter. Bis zum 14. Lebensjahr ging man in die Schule und nach der achten Klasse begannen die Jungen eine Lehre und die Mädchen gingen „in Stellung“, also in einen fremden Haushalt, um dort die Hauswirtschaft zu erlernen. Schlechter ging es denen, die stattdessen als Arbeiter in Fabriken oder Bergwerke mussten. Natürlich gab es für viele auch die „Jugendzeit“, auf die man im Alter gerne zurückblickt. Diese war aber vorwiegend eine biologische (und damit verschärft auch eine hormonelle) Erscheinung und vor der Ehe-



schließung durch eine relative Ungebundenheit gekennzeichnet. Soziologisch dagegen waren junge Menschen erwachsen und trugen die Verantwortung für ihren Lebensunterhalt. So ist es übrigens in den meisten Ländern und Kulturen weltweit immer noch.

In der jetzigen Elterngeneration gab es nach der Kindheit die Phase der Jugend als ausgelebte Pubertät in einer verlängerten Schulausbildung oder in Lehrjahren. Diese Phase konnte von erheblichen Anforderungen und gerade bei Studenten von Entbehrungen geprägt sein, sie war in aller Regel aber frei von der Verantwortung, die über die unmittelbare eigene Lebensgestaltung hinausging. Erwachsen war man mit dem Abschluss der Ausbildung und dem darauf folgenden Eintritt in das Erwerbsleben.

Heute hat sich zwischen die Jugend und das Erwachsenenalter die Phase der Postadoleszenz geschoben, deren Vertreter wir als Junge Erwachsene bezeichnen. Wesentliche Gründe für diese Entwicklung sind die Verlängerung der Ausbildungszeiten, die oft unstillen ersten Berufsjahre und die damit verbundene Verzögerung in der Familiengründung. Gekennzeichnet ist dieser Zustand dadurch, dass in völliger Freiheit ein eigener Lebensentwurf verwirklicht wird. Junge Erwachsene fühlen sich dabei (was man angesichts ihres Verhaltens und ihrer Lebensgewohnheiten anders vermuten könnte) nicht den Jugendlichen, sondern den Erwachsenen zugehörig. Bei Studenten kommt jedoch hinzu, dass sie zumeist in ökonomischer Abhängigkeit bleiben, was bei ihnen und ihren Finanziers oft zu Spannungen zwischen dem Anspruch auf Selbständigkeit und dauernder Unterstützungsbedürftigkeit führt. Studenten werden hier und im Folgenden öfter extra genannt, weil sie auch eine eigene Gruppe mit besonderen eigenen Anforderungen sind. Soziologisch ist die Postadoleszenz schon lange ein Thema. In der kirchlichen Arbeit entdecken wir Junge Erwachsene aber erst in den letzten Jahren als eigenständige Zielgruppe. Reichlich spät, aber immerhin haben wir jetzt doch bemerkt, dass wir die meisten jungen Leute in dieser Phase verlieren und dass wir uns darum kümmern sollten.

Die Arbeit mit Jungen Erwachsenen stellt uns vor besondere Herausforderungen. Obgleich die Bedürfnisse von denen der Jugendlichen gar nicht so verschieden sind, beanspruchen sie doch, ganz anders wahrgenommen zu werden. Während sie als Jugendliche meistens in eine Gemeinde hineingewachsen waren und sich kaum die Frage nach einer Alternative stellten, stehen die meisten jetzt vor der Herausforderung, sich eine Gemeinde zu suchen, und formulieren daraufhin ihre Ansprüche. Diese Ansprüche an eine neue Gemeinde sind extrem schwer zu erfüllen, weil sie sehr hoch, dabei aber sehr unkonkret sind. Man will Neues erleben und doch das nicht vermissen, was einem bisher wichtig war (vielleicht auch unbewusst). Erschwerend kommt hinzu, dass für viele der Schritt in die Junge-Erwachsenen-Phase der Moment ist, in dem das Elternhaus und damit auch die Herkunftsgemeinde sowie die eigene Jugendarbeit verlassen wird. Allzu gerne nutzen Junge Erwachsene diesen Schritt, um erstmal „frei“ zu sein und sich mit der Suche nach einer neuen geistlichen Heimat Zeit zu lassen – wodurch sie dann allzu oft völlig ausbleibt.

Gemeinde mit Profil

Junge Erwachsene sind erstmalig frei in einer Entscheidung für eine neue Gemeinde oder Gruppe. Damit sie sich einer solchen zuwenden, muss es dafür einen erkennbaren, benennbaren und für sie persönlich relevanten Grund geben. Es wird darum niemals eine Gemeinde allen Jungen Erwachsenen eine Heimat geben können, sondern bestenfalls denjenigen, denen das jeweilige Profil zusagt. Hier bestätigt sich der Trend zur Milieukirche, der sich dann

allerdings an dem Bedürfnis vieler Junger Erwachsener reibt, ihre Gemeinde gemeinsam mit ihren Freunden zu besuchen, die jedoch sehr unterschiedliche Vorstellungen vom bevorzugten Profil haben können. Das Profil kann sich sowohl in der Gestaltung des Gemeindelebens abbilden (Schwerpunkt auf Lehre, Gemeinschaft, Anbetung ...) als auch in der Möglichkeit, sich zu beteiligen. Für Studenten ist es zum Beispiel wichtig, dass man schnell in Aufgaben hineinfließen kann, die man dann für relativ kurze Zeit wahrnimmt.

Überschaubare Gemeinde

In Europa ist die Faszination der Megagemeinden gebrochen. Gerade Junge Erwachsene wünschen sich Gemeinden und Gruppen, in denen sie sich schnell orientieren können. Allerdings dürfen sie nicht so klein sein, dass man sich gleich im Mittelpunkt des Geschehens sieht. Auch für Junge Erwachsene gilt, was Samuel Lorch schreibt: „Um gewisse Zielgruppen zu erreichen braucht es weder Hauskreise (zu intim) noch Großgottesdienste (zu anonym), sondern frei anpassbare Gottesdienstformen in einer angenehm empfundenen Größe an ortsnahen Plätzen, die der Zielgruppe vertrauter sind als die kirchlichen Räume, wie zum Beispiel eine große Privatwohnung. Diese Gottesdienste gleichen eher privaten Feiern, zu denen neue Besucher leicht eingeladen werden können. In diesem Umfeld kann eine homogene Gemeinde gelebt werden, in der der Einzelne sehr deutlich und schnell in seinen Gaben und Bedürfnissen wahrgenommen werden kann. ... Die Ausprägung, die Häufigkeit und die Treffpunkte der MSCs (= Mission Shaped Churches; damit sind eben diese Kleingemeinden gemeint, Anm.) sind sehr unterschiedlich, doch ‚Essen, Austausch, geistlicher Input, Gebet und Musik sind [fester] Teil dieser Großgruppen. Vor allem aber verkörpern sie geistliche Gastfreundschaft‘. Diese Form scheint wirklich ideal für die Bedürfnisse der Jungen Erwachsenen zu sein, wenn nur das starke Bedürfnis nach einer bunt gemischten Gemeinde mit allen Lebenslagen und jedem Lebensalter nicht wäre. Auf Grund dieses Bedürfnisses nach einer heterogenen Gemeinschaft haben auch viele Junge Erwachsene Schwierigkeiten mit den sogenannten ‚jungen Gemeinden‘, die fast ausschließlich aus Jungen Erwachsenen oder auch Jugendlichen bestehen. Darum kann eine MSC im Kontext mit jungen Erwachsenen besonders erfolgreich sein, wenn sie Teil der Großgemeinde bleibt. Der sonntägliche Großgottesdienst mit allen Gemeindegliedern sollte erhalten bleiben, doch nicht wie bisher. Er sollte mehr als regelmäßiges ‚Event‘, als Ausdruck der gemeinsamen Zugehörigkeit gefeiert werden, in dem die verschiedenen Formen der Glaubensgestaltung einander Zeugnis geben können.“¹¹

Was hier beschrieben wird, ist die Vorlage für den Kreis Junger Erwachsener eines ECs, der wie es sein soll in eine Gemeinde integriert ist. Anders ausgedrückt: Wenn die Bedürfnisse junger Christen hier auch nur teilweise zutreffend beschrieben sind, ist eine EC-Arbeit das absolute Zukunftsmodell für die Jugendarbeit einer Gemeinde. Oder so: Gemeinde für Jugendliche ist eine Gemeinde mit einer angeschlossenen EC-Arbeit.

Gemeinde für gehobene Ansprüche

Die Jugend ist anspruchsvoll! Es reicht darum nicht, die Gemeinde zu profilieren, sondern wir müssen das Profil auch gut ausfüllen. Grundsätzlich ist die Verkündigung ein wichtiges Kriterium. Besonders für Studenten gilt, dass sie einem intellektuellen Anspruch gerecht werden muss! Intellektuell bedeutet aber nicht abgehoben und weltfremd, sondern die Predigt soll ins

¹¹ Lorch S.71 mit Zitaten aus Krebs, Büchle ...



Leben sprechen und relevant sein¹². Auch bei Gemeinden mit missionarischem Anspruch wird geschaut, ob da hausbackene evangelistische Aktionen durchgezogen oder ob intelligente und stimmige Formen gefunden werden. Ebenso bei einem diakonischen Profil: Sind es Aktionen, die den tatsächlichen Nöten der Menschen begegnen, oder werden traditionell warme Socken verteilt, wo eigentlich eine Hausaufgabenhilfe gebraucht würde?

Die Qualitätsansprüche überschneiden sich mit den Ansprüchen an die Ästhetik, und viele reagieren darauf mit Zurückweisung. Hier wie da sollte man es aber als positive Herausforderung sehen, im Werben um junge Gemeindeglieder unsere Nachlässigkeit in scheinbaren Äußerlichkeiten in Frage stellen zu lassen. Vielleicht ist diese ja gar nicht Ausdruck der Konzentration auf das scheinbar Wesentliche, womit wir uns leicht rausreden, sondern Ausdruck dessen, dass wir unsere Mission verloren haben und auf vielen Ebenen nachlässig geworden sind.

Gemeinde für Gestresste

Die Jugend lebt im Stress! Diese Aussage ist so richtig, wie sie in Einzelfällen natürlich auch nicht stimmt. Ausgangslage ist ein hoher Grundstresslevel durch den Defizitstress, also durch die dauernde Herausforderung unter vielen Optionen eine auswählen zu müssen. Der Stress entsteht hier also noch gar nicht durch das, was man tut, sondern durch das Wissen um das viele andere, das in der gleichen Zeit ungetan, unerlebt und unkonsumiert bleibt. Die teilweise hohen Anforderungen in Schule, Studium und Beruf (oder alternativ emotionaler Stress bei Arbeitslosigkeit) setzen auf den Grundstresslevel auf und summieren sich zu einer großen psychischen Dauerbelastung. Einer solch gestressten Jugend kann eine Gemeinde nicht mit überzogenen Erwartungen an Verbindlichkeit und Engagement entgegentreten. Stattdessen muss sie eine flexible Teilnahme und Beteiligung ermöglichen, und diejenigen, die keine Möglichkeit haben sich aktiv einzubringen, müssen willkommen sein. Neben dieser Schonung hinsichtlich eines Engagements brauchen manche Junge Erwachsene auch seelsorgerliche Hilfe zur Bewältigung der mentalen und emotionalen Belastung in Studium oder Berufseinstieg.

Gemeinde für Experimente

Junge Erwachsene suchen nach einer ihnen angemessenen Weise, Glauben zu leben, und dabei geht vieles nach dem Prinzip Versuch und Irrtum. Diese Irrtümer muss eine Gemeinde aushalten und sie darin begleiten. Grenzen müssen gesetzt werden, wo sonst andere irritiert werden (indem z.B. durch Tolerierung vermeintlich Zustimmung zu Sünde signalisiert wird). Ansonsten müssen wir junge Menschen in unseren Reihen aber die Freiheit lassen, ihr Leben ganz anders zu gestalten, als wir Älteren es uns für Christen vorstellen können.

So wie die Jugend sich ausprobieren will, will sie auch ihre Gemeinde ausprobieren. Tendenziell denken Jugendliche, mit ihnen begänne die Kirchengeschichte und sie müssten Gemeinde so erfinden, dass sie wirklich „abgeht“. Das ist das Recht der Jugend! Zugleich muss man bedenken, dass Junge Erwachsene und insbesondere Studenten zumeist nur kurz in einer Stadt sind. Ihre Verweildauer reicht gerade, das Bestehende einzureißen, aber nicht, Neues zu bauen, und deswegen wäre es falsch, ihnen die Gemeinde zu überlassen. Aber sie brauchen Freiräume, um gemeinsames Leben und Wirken als Christen für sich zu

¹² Lorch S.34



erfinden und zu erproben. Und auch hierin gilt wieder ein Lob dem EC! Die Gruppe Junger Erwachsener ist ein ideales Feld für Betätigung und Experimente. Was dort wächst kommt immer auch der ganzen Gemeinde zugute, aber es dringt nur vorsortiert und gefiltert in das Gemeindeleben ein, so dass problematische Entwicklungen nicht gleich die Gemeinde ins Wanken bringen.

Gemeinde für Partnerschaften

Denkende Junge Erwachsene akzeptieren keine Gemeinden, die sich selbst für den Nabel der Welt halten, sich auf Kosten anderer Gemeinden profilieren wollen, sich isolieren, weil sie sich selbst genügen, oder einen Ausschließlichkeitsanspruch auf ihre Mitglieder erheben. Sie suchen darum Gemeinden, die sich als gutes und wichtiges Angebot im Konzert der anderen Gemeinden und Gruppe verstehen. Damit verbindet sich der Anspruch, auf Wunsch auch Angebote anderer Gemeinden in Anspruch zu nehmen oder sich gar dort zu engagieren. Gemeindeleiter müssen jede Eifersucht ablegen, denn jeder Versuch jemanden ausschließlich an eine Gemeinde zu binden, wird bei Jungen Erwachsenen die Gegenbewegung auslösen, dass sie sich aus der beginnenden Umklammerung und damit von der Gemeinde eher lösen als sich fester zu binden. Stattdessen sollte man es als Chance begreifen, wenn sich junge Gemeindeglieder woanders umsehen und das, was sie dort lernen, erfahren und beobachten abfragen, um es ggf. für die eigene Gemeindearbeit fruchtbar zu machen.

Neben den Aspekt des Loslassens tritt der des Entsendens. So wie wir Missionare in andere Länder aussenden, sie dafür schulen, darin begleiten und ihnen in der aussendenden Gemeinde einen Rückzugsraum geben, muss es normal sein, in ähnlicher Weise auch hier lebende Gemeindeglieder auszusenden und in ihrem Dienst zu begleiten. Das kann für Junge Erwachsene bedeuten, dass wir als Gemeindeleiter sie in die EC-Arbeit entsenden und deswegen in der Gemeinde selbst kein weiteres Engagement erwarten. Es gibt bereits Gemeinden, die auf diese Weise mit den Studenten umgehen, die ihr Engagement in einer missionarischen studentischen Gruppe wie einer SMD-Hochschulgruppe sehen. Sie suchen und brauchen die generationenübergreifende Gemeinde „normaler“ Menschen als Ort des geistlichen Rückzugs und Wachstums. Dort wird aber keine Mitarbeit erwartet, sondern im Gegenteil: Die Gemeinde adoptiert gewissermaßen die SMD-Gruppe und unterstützt die studentischen Gemeindeglieder bei ihren Aktionen an der Uni mit Finanzen, stellt Räumlichkeiten für Veranstaltungen zur Verfügung und backt Kuchen für Semesteranfangsinfos¹³. Viele andere Varianten sind denkbar und werden gelebt, etwa im Zusammenhang mit übergemeindlichen Veranstaltungen und missionarischen Initiativen.

¹³ So auch bei Lorch S.68 ff.